

2. Grundlagentheoretische Rahmung

Die vorliegende Dissertation hat zum Ziel, Männlichkeitskonstruktionen migrantisierter¹ Väter empirisch zu rekonstruieren. Für die Sichtbarmachung der Männlichkeitskonstruktionen von migrantischen Vätern ist zunächst die theoretische Beschäftigung mit den sozialen Kategorien Geschlecht bzw. Männlichkeit und Migration(shintergrund) sowie die Auseinandersetzung mit dem Phänomen Vaterschaft in der Verschränkung mit Care(-Arbeit) unerlässlich. An der bisherigen Forschung zur Verschränkung von Geschlecht und Migration lässt sich Kritik üben. Eine Grundproblematik besteht dabei lange Zeit in der gegenseitigen Ignoranz der Forschungsfelder. Mit Lutz (2020) kann dies wie folgt umrissen werden:

»Im Rückblick auf die Theoretisierung von Migration in unterschiedlichen Forschungsparadigmen fällt immer wieder die fehlende beziehungsweise marginale Auseinandersetzung mit Geschlechterverhältnissen und -ordnungen auf. Umgekehrt hat es lange gedauert, bis Ethnizität, Migration, Nationalität und die damit verbundenen Wissensregime in der hiesigen Geschlechterforschung aufgenommen und diskutiert wurden« (ebd., S. 213).²

Mit Blick auf die bisherige Forschung zu Vaterschaft und Männlichkeit und auch auf Familien mit Migrationshintergrund ist mit Tunç (2018) die bereits angesprochene mangelnde Aufmerksamkeit für geschlechtliche Konstruktionsprozesse zu kritisieren. Theorien, Methoden und Begriffe der Geschlechter-, Väter- und Männerforschung werden wenig systematisch und inkonsequent angewendet (vgl. ebd.,

-
- 1 Das Adjektiv ›migrantisiert‹ wird stellenweise synonym zu ›migrantisch‹ verwendet, um zusätzlich auf den Konstruktionsaspekt, der mit Prozessen der Rassifizierung und Andersmischung von Menschen mit einem sog. Migrationshintergrund einhergeht, hinzuweisen.
 - 2 Der Terminus ›Ethnizität‹ wird im deutschsprachigen Diskurs als Substitut des Begriffs ›Rasse‹ verwendet, um damit Abstand zu dessen Bezug zu Faschismus und Rassismus zu gewinnen und die negative Begriffsbesetzung zu überwinden. Vieles, was vormals unter den Rassebegriff fiel, findet sich im Begriff der Ethnizität wieder. Somit birgt auch die Verwendung des Begriffs der Ethnizität die Gefahr der Ausblendung von Machtverhältnissen und der Essentialisierung (vgl. Lutz 2017, S. 24ff.; vgl. dazu auch: Leiprecht 2008, S. 136ff.; Yıldız und Khan-Svik 2011, S. 25ff.).

S. 102). Geht es um männliche Migranten, ist die »zentrale Differenzlinie meist Migration, Ethnizität oder Kultur, sie überlagert in der Regel andere gesellschaftliche Strukturkategorien wie soziale Lage und Geschlecht bzw. Männlichkeit« (ebd.). Mit Lutz und Huth-Hildebrandt (1998) lässt sich diesbezüglich konstatieren, dass das Geschlechterverhältnis jedoch unverzichtbar für die Beschreibung des Verhältnisses zwischen der Dominanzgesellschaft, dem ›wir‹, und Minderheitsgesellschaft, dem ›sie‹, ist (vgl. ebd., S. 160; vgl. dazu auch: Lutz und Huxel 2018, S. 76). Das intersektionale Verhältnis von *race* und Geschlecht ist durch eine »radikale Untrennbarkeit« (Castro Varela und Dhawan 2010, S. 310) gekennzeichnet, die auf die Vergeschlechtlichung von *race* und die auf Rassifizierung von Geschlecht verweist (ebd.). Ein zentrales Anliegen der vorliegenden Arbeit ist es, beide Perspektiven sinnvoll aufeinander zu beziehen, wenngleich die Arbeit schwerpunktmäßig in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung zu verorten ist.

Zur Annäherung an die der Arbeit zugrundeliegenden Theorien und Konzepte müssen dementsprechend zunächst elementare Annahmen zur Verschränkung der Kategorien Geschlecht und Migration(shintergrund) geklärt werden (2.1). Sodann wird auf die in der Arbeit eingenommenen Forschungsperspektiven eingegangen, die einem intersektionalen wie postkolonialen Zugang Rechnung tragen wollen (2.2). Im anschließenden Abschnitt zu Männlichkeit(en) (2.3) wird auf zunächst auf das Konzept der hegemonialen Männlichkeit in seinen Ursprüngen, Grundannahmen, seiner Kritik und Weiterentwicklung (vgl. Carrigan et al. 1985; Connell 1987, 2015; Connell und Messerschmidt 2005) fokussiert (2.3.1). Danach erfolgt die Erläuterung des Konzeptes der männlichen Herrschaft im Zusammenhang mit der Darstellung der Habitus- und der Kapitaltheorie (vgl. Bourdieu 1997, 2005, 2011, 2013) (2.3.2). Die Kritik an beiden Ansätzen wird darauffolgend dargestellt und unter Rückgriff auf die Überlegungen von Meuser und Scholz (2012) eine mögliche Synthese beider Ansätze vorgestellt (2.3.3). In einem weiteren Schritt wird der Stand der Forschung zu Männlichkeit(en) unter der besonderen Berücksichtigung von Arbeiten aus dem Bereich von Männlichkeit und Migration dargelegt (2.3.4). Schließlich werden die wesentlichen Ergebnisse aus dem Abschnitt zu Männlichkeit(en) kurz zusammengefasst (2.3.5.). Zur besseren Einordnung und Kontextualisierung des konstatierten Forschungsdesiderats zu ressourcenorientierter Forschung über Männer und Väter mit einem sog. Migrationshintergrund erfolgt im nachfolgenden Kapitel zunächst eine Auseinandersetzung mit dem Begriff Vaterschaft (2.4). Darauf folgt eine Nachzeichnung der Entwicklungslinien von Vaterschaft vom Pater Familias hin zum neuen Vater (2.4.1), der im Anschluss als dominantes Leitbild dargestellt wird (2.4.2). Dabei wird insbesondere auf den Zusammenhang von Neuer Vaterschaft mit Care-Arbeit, progressiven Einstellungen und Eltern geld bzw. Elternzeitregelungen bzw. deren Inanspruchnahme eingegangen. Das Auseinanderklaffen von Wunsch und Wirklichkeit vieler (neuer) Väter wird dabei ebenfalls thematisiert. Auch hier erfolgt die Aufarbeitung des Stands der Väterforschung, indem insbesondere das

festgestellte Forschungsdesiderat über migrantische Vaterschaft im Zentrum steht (2.4.3). Zum Abschluss dieses Abschnitts wird ebenfalls eine kurze Zusammenfassung der wesentlichen Erkenntnisse aus den Ausführungen zu (neuer) Vaterschaft gegeben (2.4.4). In einem weiteren Teilkapitel werden die Entstehung, die Grundannahmen und die Weiterentwicklung des Konzepts der Caring Masculinities (vgl. Elliott 2016, 2019b, 2020) beleuchtet (2.5), das neben den Ansätzen der hegemonialen Männlichkeit und der männlichen Herrschaft bzw. des (männlichen) Habitus als zusätzliche Reflexionsfolie für die vorliegende Arbeit herangezogen wird. Die aus den grundlagentheoretischen Reflexionen gewonnenen Erkenntnisse werden im Anschluss daran kondensiert und in Zusammenhang mit den der Arbeit zugrundeliegenden Forschungsfragen gebracht (2.6.).

2.1 Grundlegendes und Reflexionen zu Geschlecht und Migrationshintergrund

In der vorliegenden Arbeit wird grundlegend davon ausgegangen, dass es sich bei der Kategorie Geschlecht um eine soziale Konstruktion handelt. Diese Erkenntnis ist als wichtigste Errungenschaft feministischer Theorien des 20. Jahrhunderts hervorgegangen. Impliziert wird damit, dass Männlichkeit und Weiblichkeit nur lose definierbare, historisch variable und miteinander verknüpfte soziale Zuschreibungen an Personen mit bestimmten Körpern sind. Im Zuge der zweiten Welle der Frauenbewegung werden zudem Theorien hervorgebracht, die die Begünstigung von Männern durch kulturelle Ideologien anprangern und aufzeigen, dass soziale Institutionen diese Ideologien widerspiegeln. Auch der Nutzen und die Vorteile, die (trotz partieller Abweichungen) für Männer aus der Unterdrückung von Frauen hervorgehen, werden herausgestellt (vgl. Gardiner 2005, S. 36). Pointiert lässt sich damit festhalten: »Misogyny created feminist theory, and feminist theory has helped create masculinity« (ebd.).³ Villa (2019) merkt jedoch an, dass die Gegenüberstellung von Sex als Natur und Gender als Kultur politisch und wissenschaftlich notwendig war und teilweise noch immer ist. Heute jedoch ist »die Anerkennung der wechselseitigen Verklammerungen und Konstitutionsformen somatischer, biologischer, erfahrungsbezogener, historischer, praxelogischer usw. Dimensionen von Geschlecht« (ebd., S. 31) unumgänglich, da sich die strikte Trennung als »simplistisch und epistemologisch wie empirisch« (ebd.) als nicht hinreichend belastbar erwiesen hat. Mit Baader (2014) muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass es sich bei der Kategorie Geschlecht nicht nur um eine soziale, sondern auch um eine relationale Kategorie handelt, die insbesondere in sozialen Prozessen über

³ Vgl. zur historischen Rekonstruktion des Mann-Frau-Dualismus: Kuster 2019, S. 3ff.

soziale Interaktionen⁴ hervorgebracht wird. Dies muss bei der Analyse der gesellschaftlichen Produktion von verschiedenen Formen von Männlichkeit und deren Zuschreibungen bedacht werden, da die Kategorie Geschlecht in Wissenschaft und Forschung in erster Linie mit dem weiblichen Geschlecht assoziiert wird (vgl. ebd., S. 651f.). Zugleich bergen das Forschen, Schreiben und Sprechen über ›Männer‹ und ›Frauen‹ die Gefahr der Reifizierung und erneuten Dramatisierung von (Geschlechter-)Differenzen, womit nicht zuletzt das binäre System der Geschlechterordnung reproduziert wird. Um diese Gefahr der Perpetuierung von Geschlechterbinarität einzudämmen und andererseits offen zu bleiben, um den sich möglicherweise vollziehenden Wandel abilden zu können, soll dem Vorschlag der Forschungsperspektive der Dekonstruktion für die Frauen- bzw. Geschlechterforschung von Gildemeister und Wetterer (2012) gefolgt werden. Dies bedeutet, dass

»das, was uns als Resultat vorgängiger Geschlechtersegregation entgegentritt, auf den Vollzug seiner Herstellung hin zu beobachten [...], daß wir seine Ressourcen aufdecken, den Wegen seiner Konstruktion nachgehen und uns seine strukturbildende (generative) Wirkung vergegenwärtigen [...] Wandel kann sich in dieser Perspektive nicht allein auf Personen [...] beziehen, sondern auf die interaktive Ebene der handlungspraktischen Realisierung der Geschlechts-Kategorie(n), ihrer institutionellen Abstützung und (basalen) kulturellen Klassifikation« (vgl. ebd., S. 268, H.i.O.).

Durch die Rekonstruktion von Männlichkeitskonstruktionen wird also die binäre Logik dekonstruiert. Gleichermaßen gilt für die in der Arbeit eingenommene rassismuskritische Forschungsperspektive. Diese stellt eine wissenschaftliche Kritikform dar, mit der ein (selbst-)kritischer Bezug auf Absichten und Auswirkungen wissenschaftlicher Praktiken einhergeht. Das Forschen über sog. »natio-ethno-kulturell kodierte Andere« (Kooroshy et al. 2021, S. 18, H.i.O.) muss daraufhin überprüft werden, wo es Rassekonstruktionen (re-)aktiviert (vgl. ebd.; vgl. dazu auch: Mecheril und Melter 2010, S. 170ff.; Leiprecht 2016, S. 226ff.). Von großer Bedeutung ist in diesem Kontext die Beschäftigung mit dem Begriff ›Migrationshintergrund‹. Die Verwendung dieser Begrifflichkeit ist aus unterschiedlichen Gründen problematisch. Auch wenn die Bezeichnung heute auch außerhalb der Wissenschaftscommunity geläufig ist, sind die Spezifika der Begriffsbedeutung den meisten Verwendenden nicht bekannt. Seit dem Jahr 2005 erhebt das statistische Bundesamt zusätzlich zur Klassifikation Staatsangehörigkeit den sog. Migrationshintergrund. Die Definition des Statistischen Bundesamts findet daraufhin bspw. auch Einzug in die Erhebungen des Mikrozensus und der Bevölkerungsstatistik. Für die Bildungsstatistik ist wiederum die Definition der Kultusministerkonferenz

4 Vgl. dazu Kap. 2.3.1.

(KMK) ausschlaggebend, wonach nur dann ein Migrationshintergrund zugrunde liegt, wenn die betreffende Person selbst eine Migrationserfahrung gemacht hat. Damit bleibt ein ›ererbter‹ Migrationshintergrund durch im Ausland geborene Eltern unberücksichtigt. Durch die verschiedenen Schwerpunktsetzungen in den Definitionen ergeben sich verschiedene statistische Probleme der Vergleichbarkeit von Daten. Damit ist die Aussagekraft und Eignung dieser Kategorie z.B. mit Blick auf die Bildungsvoraussetzungen unterschiedlicher Personengruppen in Deutschland anzuzweifeln. Es werden juristische, völkerrechtliche, raumbezogene, biographische und linguistische Kriterien herangezogen, deren Verknüpfung aufgrund der unterschiedlichen, zugrundeliegenden Logiken kaum sinnvoll erscheint. Nicht (ausreichend) berücksichtigt bleiben weiterhin unterschiedliche Erfahrungsebenen von Migration, verschiedene Migrationsmotive und rechtliche Bedingungen, abweichende Lebenssituationen und Voraussetzungen sozialer Partizipation sowie verschiedene Ausprägungen von Sprachkenntnissen, soziokulturellen Ausgangslagen, biographischen Relevanzen von Migrationserfahrungen sowie religiösen Zugehörigkeiten und kulturellen Herkünften (vgl. Wenning 2015, S. 63ff.; Hoesch 2018, S. 16f.). Viele deutschsprachige Forschungsarbeiten legen mittlerweile die Definition des Statistischen Bundesamts (2023a) zugrunde, die auch in der vorliegenden Arbeit geltend gemacht werden soll: »Eine Person hat einen Migrationshintergrund, wenn sie selbst oder mindestens ein Elternteil nicht mit deutscher Staatsangehörigkeit geboren wurde. Im Einzelnen umfasst diese Definition zugewanderte und nicht zugewanderte Ausländerinnen und Ausländer, zugewanderte und nicht zugewanderte Eingebürgerte, (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedler sowie die als Deutsche geborenen Nachkommen dieser Gruppen. Die Vertriebenen des Zweiten Weltkrieges haben (gemäß Bundesvertriebenengesetz) einen gesonderten Status; sie und ihre Nachkommen zählen daher nicht zur Bevölkerung mit Migrationshintergrund« (ebd., o.S.). Mit Leiprecht und Langerfeldt (2019) lässt sich die Problematik der Verwendung des Begriffes Migrationshintergrund pointiert beschreiben: Die Verwendung stellt eine Reduktion der Diversität und Komplexität der darunter gefassten Menschen sowie ihrer Lebensgeschichten und -realitäten und eine damit einhergehende Homogenisierung dar. Zugleich folgt der Terminus, ähnlich wie vergleichbare Begriffe,

»auch askriptiven demographischen Merkmalen oder alltäglichen Wahrnehmungsmustern, die häufig an phänotypische Oberflächlichkeiten gekoppelt sind, wobei eine Tendenz zu vereinheitlichenden und festlegenden Gruppenkonstruktionen zu beobachten ist. Es besteht die Gefahr, mit dem Begriff ›Migrationshintergrund‹ (ungewollt) solche Muster und Logiken zu reproduzieren« (ebd., S. 46, H.i.O.).

Ähnlich wie bei der Kategorie Geschlecht besteht also auch hier die Gefahr der Reproduktion von eindimensionalen Zuschreibungslogiken, die nicht nur die Verschränkung mit anderen Kategorien ignorieren, sondern auch sozial-strukturelle Machtverhältnisse aus dem Blick verlieren. Trotz dieser Kritik behält die Verfasserin der vorliegenden Arbeit die Verwendung des Begriffs Migrationshintergrund aus zwei Gründen bei. Erstens war es für die empirische Untersuchung von Männlichkeit konstruktionen migrantisierter Väter unausweichlich, mit der Kategorie Migrationshintergrund zu arbeiten. Dies ist vor allem der Tatsache geschuldet, dass die Allgemeinbevölkerung – auch außerhalb wissenschaftlicher Diskurse – über Wissensbestände zu dieser Kategorie verfügt und es somit möglich war, geeignete Interviewpartner zu rekrutieren. Im Vorgriff auf die Ergebnisse lässt sich zweitens festhalten, dass Angehörige der Dominanzgesellschaft diese Zuschreibung mit all ihren Implikationen weiterhin verwenden und sich dies auch in den Konstruktionsprozessen von Männlichkeit und Vaterschaft der Betroffenen niederschlägt. Insbesondere um die damit einhergehenden Zugangsbeschränkungen zu neuer Vaterschaft sichtbar machen zu können, wurde die Entscheidung der Beibehaltung des Begriffs bewusst getroffen. Um der Gefahr der Kulturalisierung durch die empirische Untersuchung einerseits besser entgegenwirken zu können, und um der Komplexität der individuellen Migrationserfahrungen und Lebensgeschichten der Interviewten andererseits gerechter werden zu können, wird im weiteren Verlauf zudem auf das Konzept der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit nach Mecheril zurückgegriffen. Mecheril (2004) verweist darauf, dass die Konzepte Nation, Ethnizität und Kultur sowohl im Alltag(sverständnis) als auch in wissenschaftlichen Diskursen nicht trennscharf voneinander diskutiert werden. Darüber hinaus werden diese formal, materiell und sozial hergestellt und dienen als Grundlage für politisches Handeln. Wenn also bspw. von ›Migrant:innen‹ oder ›Türk:innen‹ gesprochen wird, wird sich nicht allein auf eines der drei Konzepte, die ebenfalls mit Rassekonstruktionen und auch der religiösen Zugehörigkeit verwoben sind, bezogen, »sondern es wird ein diffuses und mehrwertiges Zugehörigkeitsregister gezogen« (ebd., S. 16). Um auf diese subtilen Prozesse aufmerksam zu machen, schlägt er daher die Begrifflichkeit der natio-ethno-kulturell kodierten Zugehörigkeitsordnung vor (vgl. ebd., S. 15ff.; ausführlich dazu: Mecheril 2003, S. 118ff.). Mit dem Konzept gehen auch Kontexte von »*imaginierte[n] Räume[n]* mit territorialer Referenz« (Mecheril 2011, S. 535, H.i.O.) einher, in denen Personen die Erfahrung von Gleichheit, Handlungsfähigkeit und biographischer Verbundenheit machen (vgl. ebd.). Im Zuge von Migration werden nun symbolische Grenzen der Zugehörigkeit problematisiert und damit die Frage der Zugehörigkeit

»individuell, sozial und auch gesellschaftlich zum Thema, da durch Migration eine Differenzlinie problematisiert wird, die zu den grundlegendsten gesellschaftlichen Unterscheidungen gehört. Sie scheidet das »Innen« vom »Außen« (ebd.).

Die Erfahrung von Zugehörigkeit ist geprägt von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, die die Zugehörigkeitsordnungen strukturieren. Zudem werden diese Ordnungen durch grundlegende Elemente wie Mitgliedschaft (wer gehört dazu, wer nicht?), Wirksamkeit (welche Formen von Partizipation und Handlungen werden ermöglicht und welche verhindert?) und Verbundenheit (wer ist biographisch mit dem Zugehörigkeitskontext verknüpft, wer nicht?) reguliert, die wiederum disziplinierende und subjektivierende Funktionen haben (vgl. ebd., S. 535f.). Die Frage nach Zugehörigkeit wird in den Narrativen der Befragten immer wieder relevant gesetzt.⁵ Dies wird in der Auswertung unter Bezugnahme auf das Konzept der natio-ethno-kulturellen (Mehrfach-)Zugehörigkeit(en) in der Verschränkung mit weiteren Differenzlinien gerahmt.

2.2 Intersektionalität und Postkolonialität als Forschungsperspektiven

Aufgrund der Anerkennung von Verwobenheiten verschiedener Differenzkategorien und deren unterschiedlicher Auswirkungen verpflichtet sich die vorliegende Dissertation der Forschungsperspektive der Intersektionalität, die als Konzept das Zusammenwirken unterdrückender Mechanismen zu beschreiben versucht (vgl. Degele 2019, S. 341ff.). Die zugrundeliegende Annahme dabei ist, dass unterdrückende Institutionen und Machtverhältnisse nicht unabhängig voneinander wirken. Die US-amerikanische Bürgerrechtsbewegung bzw. der Black Feminism des Amerika 1970er Jahre gelten als Ursprung dieser Perspektive. Ausschlaggebend für die Entwicklung des Konzeptes waren das Statement der feministischen Gruppe des Combahee River Collectives (vgl. Ransby 2017, S. 15ff.) und dessen Weiterentwicklung durch die Schwarze Soziologin Patricia Hill Collins, die die Kategorien *race*, Klasse und Geschlecht als miteinander verbundene Strukturen der Unterdrückung begreift. Die US-amerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw (1991) macht darauf aufmerksam, dass die Unterdrückungserfahrungen Schwarzer Frauen weder in feministischen noch in anti-rassistischen Diskursen abgebildet werden und auch die Privilegien *Weißer* nicht thematisiert werden. Mit der Metapher der Straßenkreuzung verbildlicht sie dies und prägt damit den Begriff der Intersektionalität (vgl. ebd., S. 1242ff.). Das Konzept der Intersektionalität wurde zu einem der fundamentalsten Beiträge der Frauenforschung ernannt (vgl. McCall 2005, S. 1771) und erfährt vielfach Kritik und Weiterentwicklung. Positive Kritik bezieht sich auf den inklusiven Blick auf »soziale[] Identität als gleichzeitige Positionierung von

5 Dies ist als Metapher oder Umschreibung der Thematik von Zugehörigkeit zu verstehen. In den Interviews wurde keine tatsächliche Frage nach der Zugehörigkeit oder dem Zugehörigkeitsgefühl der befragten Männer gestellt.

Mehrfachidentitäten« (Lutz 2017, S. 23). Damit wird ein Gegenentwurf zu »reduktionistischen, monokategorialen Ansätzen« (ebd.) geboten. Negative Kritik wird hingegen für die Fokussierung auf das Subjekt bzw. Individualisierung des Konzeptes geübt, das gesellschaftliche Konstruktionsprozesse von Differenzkategorien vernachlässige. Damit gerate die Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen sowie die Bestrebungen, diese fundamental zu verändern, aus dem Blick (vgl. Klinger 2003, S. 25). Gegen diese Kritik lässt sich wiederum mit Lutz (2017) ins Feld führen, dass dem Konzept ein ausdifferenzierter und komplexer Diskriminierungsbegriff zugrunde liegt, der impliziert, dass Diskriminierungserfahrungen ein Ergebnis von gesellschaftlich (re-)produzierten Exklusionsprozessen sind. Zudem besteht eine Reziprozität zwischen Subjekten und Differenzkategorien: Differenzkategorien wirken auf Subjekte ein, Subjekte (re-)produzieren und perpetuieren diese vice versa. Während zu Beginn des Diskurses um Intersektionalität die Trias der Schlüsselkategorien *race*, Klasse und Geschlecht im Zentrum steht, weitet sich der Blick auf Kategorien und ihre Verflechtungen in den letzten zwanzig Jahren unter dem Einfluss der Differenz- und Konstruktivismusdebatte. Die Entwicklung bewegt sich hin zu einer Erweiterung und Inklusion verschiedener Kategorien wie sexuelle Orientierung, Gesundheit, Behinderung, Generation und Raum. Alle Differenzlinien bestimmen die soziale Positionierung von Individuen im Raum. Mit Blick auf empirische Intersektionalitätsforschung ist anzumerken, dass diese jedoch nicht in allen Fällen gleichermaßen relevant für die Untersuchung von Diskriminierungserfahrungen oder Fragestellungen zu sozialen Ungleichheiten sind (vgl. ebd., S. 22ff.). Um mit diesem Problem umzugehen, gibt es unterschiedliche Empfehlungen. So empfehlen Leiprecht und Lutz (2015) bspw. die Berücksichtigung von mindestens drei Kategorien (vgl. ebd., S. 288ff.). Weitere offene Fragen drehen sich innerhalb des Diskurses um Intersektionalität darum, ob zwischen vertikalen und horizontalen Kategorien unterschieden werden muss und ob Intersektionalität als »Theorie, Methodologie, Methode oder heuristisches Analyseinstrument der Operationalisierung« (Lutz 2017, S. 28) geltend gemacht werden soll.⁶ Die vorliegende Dissertation kann jedoch nicht als genuin intersektionale Analyse verstanden werden, weswegen der Diskurs um Intersektionalität hier nur angerissen wurde. Vielmehr wird Intersektionalität als Forschungsperspektive verstanden, die der Arbeit als »theoretisches Gerüst bzw. heuristisches Werkzeug, das die Reduktion auf eine Masterkategorie zu vermeiden sucht« (Lutz 2018, S. 143, H.i.O.), zugrunde liegt. Was den Zugang als Forschungsperspektive ausmacht, lässt sich auch mit Cho et al. (2013) zeigen: Sie verstehen dies als »analytic disposition [...] [and, JB] a way of thinking about the problem of sameness and difference and its relation to power« (ebd., S. 795).

6 Als wichtige Weiterentwicklung ist zudem das Mehrebenenmodell von Winkler und Degele (2009) zu nennen.

Wenn die Defizitorientierung in der Forschung über migrantisierte Männer und Väter überwunden werden soll, muss zusätzlich zur intersektionalen, eine postkoloniale Forschungsperspektive eingenommen werden. Prattes (2022) argumentiert dies folgendermaßen: »[t]o preclude marginalized men and masculinities from being potentially progressive and caring both within gender scholarship and society at large, I argue, is to remain within a colonial logic of gender, power, and labor« (ebd., S. 16). Postkoloniale Theorie kann generell als eine Perspektive verstanden werden, die sich einerseits auf die Rekonstruktion des europäischen Imperialismus und Kolonialismus fokussiert sowie andererseits auf die Dokumentation und Analyse der Kämpfe gegen diese besondere Ausprägung von Herrschaft. Einer exakten und allgemeingültigen Definition entzieht sich die Bestimmung dessen jedoch (vgl. Castro Varela und Dhawan 2010, S. 304).⁷⁸ Da in der vorliegenden Arbeit vor allem die Kategorien Männlichkeit als Ausprägung von Geschlecht sowie Migrationshintergrund bzw. natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit im Fokus stehen, ist mit Dietze (2013) festzuhalten, dass Postkoloniale Theorie jedoch nicht über eine integrierte Genderperspektive verfügt, obwohl beide Ansätze strukturelle Machtdifferenzen und die Position der Unterdrückten als Ausgangspunkt der Überlegungen festhalten. Beide eint vielmehr, dass Hegemonien nicht als naturgegeben gesehen, sondern als »im Herrschaftsinteresse naturalisierte Phänomene« (ebd., S. 476) verstanden werden. Dennoch sind beide Ansätze nicht fraglos miteinander verbunden und verstehen sich nicht per se als einander ergänzend (vgl. ebd., S. 475ff.). In Bezug auf Theorien und Konzepte von Männlichkeit ist zu konstatieren, dass diese vor allem der ›globalen Metropole‹⁹ entspringen, sich auf ›westliche Männlichkeiten‹ beziehen und die ›Peripherie‹ lediglich als Datenquelle behandeln (vgl. Connell 2016, S. 304). Dementsprechend fordert Connell »to decolonize the study of masculinities«¹⁰ (ebd.). Zum Zusammenhang von Kolonialismus und Geschlechterordnungen merkt sie an, dass »[i]n colonization, native bodies were

-
- 7 Als einschlägige postkoloniale Denker:innen bzw. Theoretiker:innen, sind allen voran Edward W. Said, Homi K. Bhaba und Gayatri C. Spivak zu nennen (vgl. Castro Varela und Dhawan 2020, S. 99ff.).
- 8 Genauer differenzieren lässt sich hingegen der Begriff ›postkolonial‹, der zweierlei Bedeutungen impliziert: Zum einen wird unter diesem Terminus die zeitliche Epoche nach dem Kolonialismus verstanden, die in Europa durch die Aufklärung und die industrielle Revolution gekennzeichnet war, welche wiederum die Phase des Hochimperialismus ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ermöglichte. Zum anderen wird damit eine Denkweise bezeichnet, die Kolonialismus als »Labor der Moderne« (Dietze 2013, S. 472) versteht, jedoch darüber hinausgeht. Es geht also um, »koloniale und nach- und neokoloniale Verflechtungen« (ebd.) von ehemals kolonisierten und kolonisierenden Völkern (vgl. ebd., S. 471f.).
- 9 Damit meint Connell »the group of rich countries, mostly former imperial powers, that form the core of the world capitalist economy« (Connell 2005, S. 85).
- 10 Vgl. zum Verhältnis von Postkolonialität und Dekolonialisierung: Castro Varela und Dhawan 2020, S. 24ff.

coerced to form plantation, pastoral and domestic workforces; land was seized; new power structures were built around the colonial state. These processes disrupted indigenous gender orders, often with great violence« (Connell 2014, S. 220). Dennoch ist die Schaffung einer kolonialen Geschlechterordnung nicht mit einer einfachen ›Transplantation‹ des europäischen Patriarchats gleichzusetzen. Vielmehr werden gleichzeitig soziale und kulturelle Traditionen der Kolonisierten für die Herstellung von Männlichkeit(en) beibehalten. Damit bringt Kolonialisierung neue Formen von Männlichkeit für die Kolonisierten und die Kolonisierenden gleichermaßen hervor (vgl. ebd.). So kann »[t]he double movement of disrupting indigenous gender orders and creating new ones« (Connell 2016, S. 306) als grundlegendes und andauerndes Merkmal des Kolonialismus gelten (vgl. ebd.). Die Bedeutung von Kolonialismus für Männlichkeitskonstruktionen wird deutlich sichtbar, wenn Suttner (2005) darauf hinweist, dass Männlichkeit(en) während der Apartheid und dem Kolonialismus im Allgemeinen verleugnet wurden. Als Kritik an Theorien über ›westliche Männlichkeiten‹ übt er, dass diese keine Situationen bedenken, in denen Männlichkeiten tatsächlich angegriffen werden, wie z.B., wenn Männer unabhängig von ihrem Alter oder wirklichen Namen als Jungen (›boy‹) bezeichnet und angesprochen werden (vgl. ebd., S. 72f.). Um Männlichkeiten verstehen zu können, so Connell (2005), müssen

»[g]lobal history and contemporary globalization [...] be part of our understanding of masculinities. Locally situated lives are (and were) powerfully influenced by geopolitical struggles, Western imperial expansion and colonial empires, global markets, multinational corporations, labor migration, and transnational media« (ebd., S. 72).

Dementsprechend benötigen die wechselseitigen blinden Flecken (›race-‹ bzw. ›genderblindness‹ und Heteronormativität¹¹ bzw. Eurozentrismus¹²) zwischen

¹¹ Heteronormativität beschreibt, dass »Heterosexualität und die damit verbundenen Lebensweisen sowie die Existenz von zwei und nur zwei Geschlechtern selbstverständlich und natürlich, ja als die Grundlage von menschlicher Gesellschaft schlechthin, erscheinen. Ebenso stattet es bestimmte heterosexuelle Lebensweisen mit mehr Legitimität und Privilegien als andere aus. Heteronormativität erzeugt die Erfahrung der Richtigkeit, Normalität und Natürlichkeit von geschlechtlichen und sexuellen Lebensverhältnissen, Verkörperungen Subjektivierungen, Arbeitsverhältnissen und materiellen Besitzverhältnissen. Es reguliert daher ebenfalls die emotionale Qualität und Legitimität zwischenmenschlicher Beziehungen, indem es Privatheit, Intimität und Subjektivität strukturiert« (Woltersdorff 2019, S. 324f.).

¹² Unter Eurozentrismus sind ›Bilder und Deutungsmuster [zu verstehen, JB], die in erster Linie zur Klassifizierung der Weltbevölkerung dien(t)en, [und die, JB] im Laufe der Geschichte zur Etablierung einer westlichen Hegemonie und damit zur Verfestigung eines Universalismusdenkens [führ(t)en, JB]. Es sind Bilder, die das Verhältnis zwischen ›Westen‹ und ›Nicht-Westen‹ historisch stark geprägt haben. Das eurozentrische Weltverständnis beruht auf der

feministischer Geschlechterforschung bzw. kritischer Männlichkeitenforschung und der Kategorie *race* bzw. der Postkolonialen Theorie in Forschungsarbeiten besondere Aufmerksamkeit (vgl. Farahani und Thapar-Björkert 2020, S. 92f.). Diese gilt es in der vorliegenden Arbeit aufzubrechen und zu überwinden. So sollen im Sinne der durch den Postkolonialismusdiskurs inspirierten Perspektive des Postmigrantischen

»die auf eingeübten ethnischen Klassifizierungen beruhenden Sortierungen [hinterfragt, JB] und [...] auf Verflechtungen, gemeinsame Geschichten, Überschneidungen, Mehrdeutigkeiten und vielheitliche Lebenswirklichkeiten [fokussiert werden, JB], ohne jedoch strukturelle Barrieren, asymmetrische Machtverhältnisse und Rassismen zu übersehen« (Yıldız 2021, S. 22).¹³

Männlichkeiten sollen in der vorliegenden Studie in ihren komplexen Verwobenheiten und Beziehungen mit weiteren Differenzkategorien rekonstruiert werden, ohne sie zu essentialisieren und/oder bestehende negativ konnotierte Stereotype zu reproduzieren. Beide Ansätze der Intersektionalität und Postkolonialität bilden damit eine Reflexionsfolie und eine zusammengedachte Metaperspektive für den grundlagentheoretischen Rahmen, das Forschungsdesign und die Ergebnisse bzw. deren Diskussion. Allerdings kann dieses Grundgerüst die Gefahr der Reifizierung lediglich eindämmen, aber nicht bannen.

2.3 Männlichkeit(en)

Beim Überblick über die Forschungslandschaft wird deutlich, dass zumeist unklar und implizit bleibt, was unter Männlichkeit verstanden wird. Im Widerspruch zu Alltagstheorien und damit vermeintlich allgemeingültigen Annahmen über Jungen und Männer lässt sich mit Connell (2015) konstatieren, dass Männlichkeit nicht kohärent ist und daher nicht als isolierte Einheit begriffen werden kann. Dementsprechend ist es ebenfalls nicht möglich, eine kohärente Wissenschaft von Männlichkeit zu begründen. Integrales Wissen über Männlichkeit zu produzieren ist also nur möglich, wenn Männlichkeit als ein Faktor einer umfangreichen Struktur begriffen wird (vgl. ebd., S. 119). Folglich definiert Connell Männlichkeit als »eine Position im

Annahme, dass historische Entwicklungen, die als typisch für das westliche Europa und das nördliche Amerika angesehen werden, ein Konzept darstellen, an dem die Geschichten anderer Menschen und Gesellschaften gemessen und (ab-)gewertet werden (können). Die Besonderheiten und historischen Unterschiede nichteuropäischer Gesellschaften werden als ›unvollständig‹ und ›mangelhaft‹ beschrieben und als rückständig betrachtet« (Yıldız 2022, S. 35f.).

13 Vgl. grundlegend zum Konzept des Postmigrantischen: Huxel et al. 2021, S. 15ff.

Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur» (ebd., S. 124). Budde (2014) versteht Männlichkeit ferner als »jenes kulturelle Muster, als die Summe der (teilweise auch widersprüchlichen) Anforderungen, die all denjenigen entgegentreten, die Männer bzw. Jungen sind, sich als solche identifizieren und/oder als solche adressiert werden« (ebd., S. 19). Damit rückt auch er mit dieser Definition von dem Anspruch ab, Aussagen über die Gesamtheit aller Jungen und Männer zu treffen oder darüber, was diese sind oder wie sie sein sollen. Dennoch lassen sich bei aller Unterschiedlichkeit einige bedeutsame Prinzipien festhalten, in denen sich die Männlichkeitsanforderungen der meisten Jungen und Männer ähneln. Hierunter fallen Aspekte wie »Coolness, Sportlichkeit, Selbstbewusstsein, Risikofreude, Überlegenheit, Konkurrenz aus Prinzip, Homophobie oder etwa Ironie« (ebd., S. 20). Diese Anforderungen an Männlichkeit verlangen auf individueller Ebene, dass Jungen und Männer sich zu ihnen ins Verhältnis setzen, was durchaus unterschiedlich gestaltet werden kann. So können sich Jungen und Männer den Männlichkeitsanforderungen widersetzen, diese umdeuten oder aber sich ihnen vollständig anpassen. Generell sind die Anforderungen umso wirkmächtiger, je wichtiger es dem jeweiligen Individuum ist, als ›richtiger‹ Junge oder Mann identifiziert werden zu können bzw., je mehr das jeweilige soziale Umfeld ›nicht-männliches‹, sprich weibliches Verhalten, bestraft (vgl. ebd., S. 19f.). Die angeführten Vorschläge zur Begriffsbestimmung von Männlichkeit ermöglichen die wissenschaftliche Erforschung und Reflexion dieses vermeintlich eindeutigen Phänomens und bilden damit den Grundpfeiler der folgenden Ausführungen. Nachfolgend wird der Fokus darüberhinausgehend auf die beiden, der Arbeit zugrundeliegenden männlichkeitstheoretischen Konzepte verschoben: Meuser (2013) verweist auf die ungebrochen häufige nationale wie internationale Beachtung des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit von Carrigan, Connell und Lee (1985) in Studien der Männlichkeitsforschung, das von Connell wiederholt weiterentwickelt wurde. Dieser Ansatz beleuchtet Machtbeziehungen zwischen Männern und Frauen wie auch unter Männern selbst. In hohem Maße aufgegriffen wurde auch Bourdieus Schrift über die männliche Herrschaft (1997), in der er Überlegungen zum Habitus und den ernsten Spielen des Wettbewerbs diskutiert (vgl. ebd., S. 38f.; vgl. dazu auch: Budde und Rieske 2020, S. 240). Beim Überblick über die aktuelle Forschung zu Männlichkeiten zeigt sich jedoch, dass in den meisten Studien (ausschließlich) das Modell der hegemonialen Männlichkeit von Connell und weniger die Überlegungen Bourdieus den theoretischen Ausgangspunkt bildet.¹⁴ Mit Meuser (2010) lässt sich argumentieren, warum die Konzepte der hegemonialen Männlichkeit bzw. der männlichen Herrschaft sowie des Habitus in ihrer

14 Vgl. dazu Kap. 2.3.4.

Synthese im Folgenden aufgegriffen werden: »[E]ine Vermittlung der Ansätze [erscheint, JB] möglich und ertragreich. Hierfür sprechen zwei Gründe: beide sind einem praxeologischen Ansatz verpflichtet, und beide präsentieren ein Konzept von Männlichkeit, dessen Kern eine doppelte, die hetero- wie homosoziale Dimension umfassende, Distinktions- und Dominanzlogik ist« (ebd., S. 108). Damit sind beide Konzepte in ihrem gegenseitigen Aufeinanderbezogensein geeignet, das theoretische Fundament der vorliegenden Arbeit und folglich auch der empirischen Untersuchung zu bilden. Daher werden beide Konzepte im Folgenden in ihrer Entstehung und (Weiter-)Entwicklung (2.3.1 und 2.3.2) sowie in ihrer Kritik und Synthese (2.3.3) beschrieben. Darüber hinaus erfolgt die Darstellung des aktuellen Forschungsstands zu Männlichkeit(en) in der Verschränkung mit Migration(shintergrund) (2.3.4) und eine Zusammenfassung der wichtigsten Erkenntnisse dieses Kapitels (2.3.5).

2.3.1 Hegemoniale Männlichkeit

Ursprünge

Das ursprünglich von Carrigan et al. (1985) begründete und (vor allem) von Connell wiederholt weiterentwickelte (Connell 1987, 2015; Connell und Messerschmidt 2005) Konzept der hegemonialen Männlichkeit gilt als eine der »Leitkategorie[n, JB] der Männlichkeitsforschung« (Scholz 2019, S. 420). Die hohe nationale wie internationale Rezeption des Konzepts lässt sich mit der konsequenten Argumentation aus einer macht- und herrschaftskritischen Analyseperspektive begründen, die anschlussfähig an feministische Frauen- und Geschlechterforschung ist. Männlichkeiten und Weiblichkeiten werden dabei in einer doppelten Dominanz- und Distinktionslogik verstanden (vgl. ebd. S. 419f.; vgl. dazu auch: Meuser 2013, S. 38ff.).

Das Konzept entspringt verschiedenen empirischen und theoretischen Arbeiten bzw. Zugängen, wie bspw. einer Feldstudie über soziale Ungleichheit in australischen High Schools (vgl. Connell und Messerschmidt 2005, S. 830). Darüber hinaus bilden feministische Theorien über das Patriarchat und damit verknüpfte Debatten grundlegende Quellen des Konzepts. Zudem wird Bezug auf den von Gramsci entlehnten Begriff der Hegemonie genommen, mit dem die Stabilisierung von Klassenverhältnissen zu analysieren versucht wurde. Einflussreich ist für die Entwicklung des Konzeptes zudem die ab den 1970er Jahren explosionsartig publizierte, soziologische und sozialpsychologische Literatur zur männlichen Geschlechtsrolle und vor allen Dingen die Kritik an der Geschlechtsrollentheorie, die sich auf die Verwischung von Verhalten und Norm, die homogenisierende Wirkung des Rollenkonzepts und die mangelnde Berücksichtigung von Macht bezieht (vgl. ebd., S. 831). Carrigan et al. (1985) kommen folgerichtig zum Schluss, dass die Rollentheorie weder konzeptionell noch praktisch und empirisch eine adäquate Grundlage für die Analyse von Männlichkeit darstellt (vgl. ebd., S. 581). Auch die

Schwulenbewegung und die von ihr ausgehende Analyse der Unterdrückung von Männern durch andere Männer waren ausschlaggebend für die Entwicklung des Konzepts hegemonialer Männlichkeit. Darüber hinaus wurden Ergebnisse empirischer Sozialforschung, die die Perspektive eines »ethnographic realism« (Connell und Messerschmidt 2005, S. 832) ergänzten, die Pluralität von Männlichkeiten und die Komplexität der männlichen Geschlechtskonstruktion beleuchteten und den aktiven Kampf um Dominanz von und zwischen Männern belegten, für das Konzept herangezogen. Nicht zuletzt hatten die Annahmen der Psychoanalyse großen Einfluss auf die Entstehung des Konzepts (vgl. ebd., S. 831f.).

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit

Connell (2015) geht davon aus, dass Geschlecht soziale Praxis strukturiert und ordnet. Der alltägliche Lebensvollzug wird in Relation zu einem Reproduktionsbereich organisiert, der durch körperliche Strukturen und menschliche Reproduktionsprozesse definiert ist. Es geht hierbei um einen historischen Prozess, der den Körper miteinbezieht, nicht um ein »starres Gefüge biologischer Determinanten« (ebd., S. 124). In dieser Logik gelten Männlichkeit und Weiblichkeit als prozesshafte Konfigurationen von Geschlechterpraxis (vgl. ebd., S. 124f.). Somit entspringt jede Form von Männlichkeit unterschiedlichsten Beziehungsstrukturen, die auch historisch unterschiedlich verortet sein können. In diesem Zusammenhang wird auch auf das Konzept des Doing Gender von West und Zimmerman (1987) rekurriert, das analysiert, wie Geschlecht in täglicher und routinierter Interaktion hervorgebracht wird (vgl. Connell und Pearse 2015, S. 73). Unter Geschlecht verstehen West und Zimmerman (1987) im Rahmen ihres Konzeptes:

»[We understand, JB] gender as a routine, methodical, and recurring accomplishment. We contend that the »doing« of gender is undertaken by women and men whose competence as members of society is hostage to its production. Doing gender involves a complex of socially guided perceptual, interactional, and micropolitical activities that cast particular pursuits as expressions of masculine and feminine »natures« [...] Rather than as a property of individuals, we conceive of gender as an emergent feature of social situations: both as an outcome of and a rationale for various social arrangements and as a means of legitimating one of the most fundamental divisions of society« (ebd., S. 126).

Obwohl ›Doing‹ oft mit ›Tun‹ übersetzt und auch verstanden wird, ist es von fundamentaler Bedeutung, dass es hierbei nicht um intentionales Handeln geht, sondern um ein ›Tun‹, »das sich so hochgradig verselbstständigt (routinisiert) hat, dass es von den Akteuren kaum bewusst wahrgenommen wird bzw. werden kann« (Gildemeister 2019, S. 411). Um Doing Gender als fortlaufende und in tägliche Interaktionen eingebettete Aktivität verstehen und analysieren zu können, nehmen die Au-

tor:innen eine Unterscheidung in Sex, Sex Kategorie und Gender¹⁵ vor, die sie am Beispiel der Fallstudie Agnes erläutern (vgl. Garfinkel 1967, S. 116ff.). Durch diese Differenzierungen schärfen die Autor:innen den Blick dafür, dass die bisher geläufige und reine Trennung in die Kategorien Sex und Gender unzureichend ist, und ermöglichen mit ihrer Konzeption eine Interpretation von Geschlecht, »[die, JB] ohne einen Rückgriff auf einen »natürlich gegebenen« Körper und darauf bezogene (psychische) Geschlechtsidentitäten auskommt« (vgl. Gildemeister 2019, S. 413). Kritisiert wird jedoch unter anderem an diesem Konzept, dass es eine Permanenz der Geschlechterkonstruktion unterstelle und dass die Annahme des ›Doing‹ notwendigerweise impliziere, »dass etwas auch *nicht getan* werden könnte« (ebd., S. 415, H.i.O.).¹⁶

Um die Struktur von Geschlecht darstellen zu können, entwickelt Connell (2015) ein dreistufiges Modell, welches »Ansatzpunkte für die Analyse von Männlichkeit« (ebd., S. 127) liefert. Sie differenziert zwischen Machtbeziehungen, Produktionsbeziehungen und der emotionalen Bindungsstruktur (Kathexis). Unter Machtbeziehungen fasst Connell die wichtigste Achse der Macht – das Patriarchat – als das die westliche Geschlechterordnung konstituierende Prinzip. Mit Walby (1989) bezeichnet das Patriarchat »a system of social structures, and practices in which men dominate, oppress and exploit women« (ebd., S. 214). Mit der Verwendung des Begriffs der Sozialstruktur wird zweierlei abgelehnt: Zum einen die Annahme eines biologischen Determinismus, zum anderen die Annahme, dass jeder einzelne Mann in einer dominanten und jede einzelne Frau in einer untergeordneten Position ist. Obwohl es zahlreiche Ausnahmen und auch Widerstände gibt, besitzt diese Struktur, so Connell, Allgemeingültigkeit und besteht fort. Damit muss sich patriarchale Macht aber auch der Frage nach der Legitimität stellen (vgl. Connell 2015, S. 127). Im Rahmen der Produktionsbeziehungen spricht Connell die in kapitalistischen Wirtschaftssystemen vorherrschende geschlechtliche Arbeitsteilung an, die bestimmte wirtschaftliche Vorteile für Männer mit sich bringt (vgl. ebd.). Damit meint Connell (1995): »Men gain a dividend from patriarchy in terms of honour, prestige and the right to command. They also gain a material dividend« (S. 82). Nicht nur Löhne,

15 Definiert werden diese Kategorien wie folgt: »Sex is a determination made through the application of socially agreed upon biological criteria for classifying persons as females or males [...] Placement in a sex *category* is achieved through application of the sex criteria, but in everyday life, categorization is established and sustained by the socially required identificatory displays that proclaim one's membership in one or the other category. Gender [...] is the activity of managing situated conduct in light of normative conceptions of attitudes and activities appropriate for one's sex category« (West und Zimmerman 1987, S. 127, H.i.O.).

16 Als Weiterentwicklung bildete sich das Konzept des Undoing Gender (vgl. Hirschauer 2016, S. 116ff.) heraus, jedoch ohne dass es Eindeutigkeit über seinen Gebrauch oder die Anwendung desselben gäbe (vgl. Gildemeister 2019, S. 415).

sondern auch das (ökonomische) Kapital zwischen Männern und Frauen sind aufgrund der patriarchalen Dividende ungleich verteilt (vgl. Connell 2015, S. 127). »So unplausibel es auch klingen mag, ist diese Akkumulation des Reichtums in einem direkten Zusammenhang mit dem Reproduktionsbereich vermittelt über das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis« (ebd.). Die emotionale Bindungsstruktur (Kathexis) beschreibt (in einem Freudschen Verständnis) demgegenüber die Praktiken, die das sexuelle Begehrten formen und als einen Aspekt der Geschlechterordnung realisieren. In der feministischen Analyse von Sexualität geht es im Hinblick auf das sexuelle Begehrten vor allem um den Zusammenhang zwischen Heterosexualität und der damit einhergehenden dominanten Position von Männern (vgl. ebd., S. 128). Connell und Pearse (2015) verweisen zudem auf die Bedeutung von »symbolism, culture, discourse« (ebd., S. 83) für die Strukturkategorie Geschlecht. Ohne diese Begriffe in ihrer eigenen Bedeutung an dieser Stelle weiter ausführen und abgrenzen zu können, sei mit den Autor:innen angemerkt, dass es soziale Praxis voraussetzt, um Welt zu interpretieren. Wie Post-Strukturalist:innen feststellen, befindet sich nichts ›menschliches‹ außerhalb von Diskursen. Gesellschaft wird als bedeutungsgeladene Welt begriffen, deren Bedeutungen gleichzeitig die Spuren derjenigen sozialen Prozesse tragen, durch die sie entstanden sind. Kulturelle Systeme spiegeln partikulare soziale Interessen wider und erwachsen aus spezifischen Lebensweisen. Diese Erkenntnis kann auf die Bedeutung von Geschlecht angewendet werden: Wann immer wir von ›Männern‹ oder ›Frauen‹ sprechen, verweisen wir damit auf ein exorbitant großes System von Auffassungen, Andeutungen, Obertönen und Anspielungen, die durch unsere Kulturgeschichte erwachsen sind. Die Bedeutungen der Wörter sind erheblich umfangreicher als die bloßen biologischen Unterscheidungen in männlich und weiblich. Obwohl die gesprochene wie schriftliche Sprache die am meisten analysierten Aspekte von Geschlechterverhältnissen sind, drückt sich »[g]ender symbolism« (ebd., S. 84) auch durch viele andere kulturelle Formen, wie z.B. die Art und Weise sich zu kleiden, Film und Fotografie aber auch die vom Menschen geschaffene Umwelt aus (vgl. ebd., S. 83f.).

Um Geschlecht also verstehen zu können, so Connell (2015), »müssen wir ständig darüber hinausgehen« (S. 129). Damit rekurriert sie auf die Einsicht, dass Geschlecht soziale Praxis fundamental strukturiert und deshalb zwangsläufig mit anderen Kategorien verwoben ist und verweist damit einmal mehr auf die Notwendigkeit einer intersektionalen Analyseperspektive (vgl. ebd., S. 128; Connell und Pearse 2015, S. 85f.). Dies gilt demgemäß auch für die Analyse von Männlichkeiten und die Beziehungen, in denen sie miteinander stehen. Die Einsicht, dass es verschiedene Formen oder Ausprägungen von Männlichkeit gibt, birgt jedoch zugleich die Gefahr der Komplexitätsreduktion: So gibt es nicht nur die eine, zum Beispiel Schwarze oder weiße Männlichkeit. Männlichkeiten relational zu betrachten, macht zusätzlich den enormen Druck sichtbar, unter welchem Geschlechterkonfigurationen geformt werden (vgl. Connell 2015, S. 130). Unter dem Einfluss dieser Perspektiven lassen

sich nun Praktiken und Verhältnisse betrachten, die »die Hauptformen von Männlichkeit in der derzeitigen westlichen Geschlechterordnung hervorbringen« (ebd.). Das bereits angesprochene, auf Gramsci zurückgehende Konzept der Hegemonie beschreibt eine Form von Beziehungen, in denen Männlichkeiten miteinander stehen können. Der Begriff bezieht sich auf »eine Dynamik, mit welcher eine Gruppe eine Führungsposition im gesellschaftlichen Leben einnimmt und aufrechterhält« (ebd.) oder wie Connell in einem frühen Werk schreibt:

»In the concept of hegemonic masculinity, ›hegemony‹ means (as in Gramsci's analyses of class relations in Italy from which the term is borrowed) a social ascendancy achieved in a play of social forces that extends beyond contests of brute power into the organization of private life and cultural processes« (Connell 1987, S. 184).

Hegemonie muss dabei jedoch nicht mit Gewalt und Zwang durchgesetzt werden, sondern beruht auf der impliziten Billigung durch die Untergeordneten (vgl. Meusser und Scholz 2012, S. 24). In jeder zeitlichen Epoche gibt es eine Form von Männlichkeit, die im Gegensatz zu den anderen eine kulturell herausgehobene Position innehat. Es handelt sich hierbei um die sogenannte hegemoniale Männlichkeit. Diese verkörpert »die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats« (Connell 2015, S. 130) und gewährleistet (das ist zumindest der Anspruch) die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung von Frauen. Jedoch ist die hegemoniale Männlichkeit keine unflexible Ausprägung, sondern ein kulturgebundenes und veränderbares Konzept. Sie bezeichnet »jene Form von Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt, eine Position allerdings, die jederzeit in Frage gestellt werden kann« (ebd.). Anzumerken ist darüber hinaus, dass nicht jeder Vertreter der hegemonialen Männlichkeit auch zwangsläufig der Machtelite angehört bzw. dass jeder Vertreter alle Facetten seines Lebens so gestaltet, dass es sich vollauf mit der hegemonialen Männlichkeit deckt. Hegemoniale Männlichkeit kann dementsprechend auch durch Vorbilder wie z.B. Schauspieler oder fiktive Figuren verkörpert werden (vgl. ebd., S. 130f.).

An dieser Stelle lohnt sich ein Blick auf die Historizität hegemonialer Männlichkeit. Wie bereits angemerkt, verändert sich der Anspruch an und die Ausgestaltung des Idealbilds der hegemonialen Männlichkeit im Zeitverlauf: Connell und Wood (2005) stellen fest, dass »Hegemonic forms of masculinity in modernity are historically derived from the growth of industrial capitalism and the growth of imperialism« (S. 348). Dadurch entstanden verschiedene Ausprägungen bürgerlicher Männlichkeiten, die jedoch einige wesentliche Merkmale gemeinsam hatten: »association with authority; social conservatism; compulsory heterosexuality; integration with a family division of labor; strongly marked, symbolic gender differences; and

emotional distance between men and women» (ebd.). Die Träger dieser Geschlechterkonfigurationen kontrollierten die Schlüsselindustrien der jeweiligen regionalen Wirtschaft, weswegen die lokalen Muster hegemonialer Männlichkeit mit den lokalen Mustern des Kapitalismus verwoben waren. Durch den sich wandelnden Kapitalismus, aber auch durch andere Entwicklungen, verändert(e) sich hegemoniale Männlichkeit.¹⁷ Die Globalisierung gilt dabei als einer der größten Einflüsse. Mit Connell und Wood (2005) lässt sich für die heutige Ausprägung hegemonialer Männlichkeit folgendes konstatieren:

»In contemporary gender studies, it is widely acknowledged that dominant forms of masculinity are associated with major forms of social power. In discussions of contemporary capitalism, it is widely acknowledged that the most powerful institutions, excepting only major states, are transnational corporations operating in global markets« (ebd., S. 347).

Die Weltwirtschaft könnte demnach ein Setting für ein neues Muster hegemonialer Männlichkeit sein, das sich besonders unter global agierenden Managern finden lässt – die sog. Transnational Business Masculinity (vgl. ebd.; Connell 2005, S. 77). Jedoch merken die Autor:innen an, dass die These über die Ausprägung der Transnational Business Masculinity – sogar in der Geschäftswelt – nur einen Teil der Veränderung von Männlichkeit unter dem Einfluss von Globalisierung erklären kann (vgl. ebd., S. 362f.; vgl. dazu auch: Connell 2010, S. 19ff.). Betont werden muss an dieser Stelle nochmals, dass es sich bei Konfigurationen hegemonialer Männlichkeit um eine zu dieser Zeit akzeptierte Strategie handelt.

»Sobald sich die Bedingungen für die Verteidigung des Patriarchats verändern, wird dadurch auch die Basis für die Vorherrschaft einer bestimmten Männlichkeit ausgehöhlt. Neue Gruppen können dann alte Lösungen in Frage stellen und eine neue Hegemonie konstruieren. Die Vorherrschaft jeder Gruppe von Männern kann von den Frauen [und anderen, nicht dieser binären Logik folgenden Gruppen, JB] herausfordert werden« (Connell 2015, S. 131).

Selbst wenn also davon ausgegangen wird oder werden kann, dass Männer sich an der Verwirklichung des Musters der Transnational Business Masculinity orientieren, heißt das nicht, dass dies auch zukünftig das Idealbild von Männlichkeit sein wird. Transformationen von Männlichkeit lassen sich bspw. im gegenwärtigen Diskurs um neue Vaterschaft beobachten, auf die später eingegangen wird.

Im Rahmen der kulturellen Dominanz von Männern gibt es weitere, spezifische hierarchische Verhältnisse zwischen Gruppen von Männern. Connell bezeich-

¹⁷ Vgl. zur ausführlichen Darstellung der Entwicklung hegemonialer Männlichkeit in ihrer Verwobenheit mit Globalisierung: Connell 1998, S. 12ff.

net eine dieser Formen als Unterordnung. Hier stehen sich hetero- und homosexuelle Männer gegenüber, wobei erstere die dominante und letztere die untergeordnete Gruppe darstellen (vgl. Connell 2015, S. 131). In Abgrenzung zur hegemonialen Männlichkeit schreibt Connell (1987):

»The most important feature of contemporary hegemonic masculinity is that it is heterosexual, being closely connected to the institution of marriage; and a key form of subordinated masculinity is homosexual. This subordination involves both direct interactions and a kind of ideological warfare« (S. 186).

Die Diskriminierung schwuler Männer reicht demnach von kultureller Stigmatisierung bis hin zu konkreten Praktiken, wie der Ausübung verschiedenster Schattierungen von Gewalt. So geraten homosexuelle Männer »an das unterste Ende der männlichen Geschlechterhierarchie« (Connell 2015, S. 132). Allerdings können auch heterosexuelle Männer der untergeordneten Männlichkeit zugerechnet werden – wenn sie Eigenschaften haben oder Verhaltensweisen zeigen, die dem weiblichen Geschlecht zugeschrieben werden. Dies geht mit massiven verbalen Angriffen gegen solche Männer einher. Untergeordnete Männlichkeit wird damit mit einer symbolischen Nähe zur Weiblichkeit assoziiert (vgl. ebd., S. 131f.).

Neben der Unterordnung existiert Komplizenschaft als eine weitere (hierarchische) Beziehung, in der Männer zueinanderstehen können. Normative Definitionen von Männlichkeit bergen die Problematik, dass es für Männer sehr schwer ist, den Ansprüchen zu genügen. Insofern ist es, wie bereits angesprochen, nur wenigen Männern überhaupt möglich, dem hegemonialen Muster vollständig zu entsprechen. Dennoch profitieren komplizenhafte Männer, die die Mehrzahl aller Männer darstellen, von der bereits angesprochenen, sog. patriarchalen Dividende, die aus der Unterdrückung von Frauen resultiert (vgl. Connell 2015, S. 133). Sie schlägt sich konkret in der Sicherung von »Vermögens-, Macht- und emotionale[n] Vorteile[n]« (Scholz 2012, S. 24) für Männer nieder. Komplizenhaft sind solche Männer, die zwar von der patriarchalen Dividende profitieren, »sich aber nicht den Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats aussetzen« (Connell 2015, S. 133). Zu betonen ist an dieser Stelle jedoch, dass komplizenhafte Männer oftmals weitreichende Kompromisse mit ihren Frauen oder innerhalb der Familie schließen. Viele Männer, die von der patriarchalen Dividende profitieren, achten die Frauen in ihrem Umfeld, sind nicht gewalttätig, verrichten Sorge- und/oder Lohnarbeit und sind keine Antifeministen (vgl. ebd.).

Aufgrund der Interaktion von Geschlecht mit anderen Kategorien wie sozialer Herkunft oder Ethnizität bzw. natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit wird ein weiteres Beziehungsmuster zwischen den Männlichkeitsformen beschrieben: die Marginalisierung. Sie charakterisiert die Beziehungen zwischen Männlichkeiten dominanter und untergeordneter Klassen oder ethnischer Gruppen. Die

Beziehungsstruktur der Marginalisierung entsteht dabei immer relativ zur Ermächtigung hegemonialer Männlichkeit der dominanten Gruppe. So können bspw. der Erfolg und die Popularität eines Einzelnen (Schwarzen Mannes) der Gruppe aller Schwarzen Männer nicht generell mehr Autorität verleihen. Auch Beziehungs muster zwischen Untergeordneten Männern können die Pole Marginalisierung oder Ermächtigung einnehmen. Trotz des schematischen Charakters der verschiedenen Beziehungsformen zwischen Männlichkeiten wird betont, dass es sich dabei um Handlungsmuster und keine festen Charaktertypen dreht, die Teil eines veränderbaren Beziehungsgefüges sind (vgl. ebd., S. 133ff.).

Messerschmidt und Messner (2018) verweisen zudem auf eine vierte, nicht hegemoniale Form von Männlichkeit, die Connell in Bezugnahme auf die Arbeiten des Psychoanalytikers Alfred Adler und deren Weiterentwicklungen formuliert: »[P]rotest masculinities are constructed as compensatory hypermasculinities that are formed in reaction to social positions lacking economic and political power« (ebd., S. 38). Connell (2000) betont in Bezugnahme auf Protest Masculinities den Zusammenhang der Ausbildung von gewaltsauslösenden Mustern von Männlichkeit als Reaktion auf Gewalt. Protest Masculinities zeigen sich beispielweise in Kontexten von Armut und ethnischer Unterdrückung (vgl. ebd., S. 224). Auch Jungen können diese Männlichkeitsmuster als Reaktion auf ihre Benachteiligung aufgrund von Klasse und natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit zeigen: »The majority of boys learn to negotiate school discipline with only a little friction. A certain number, however, take the discipline system as a challenge, especially in peer networks which make a heavy investment in ideas of toughness and confrontation« (ebd., S. 162).

Kritik und Weiterentwicklung

Meuser und Scholz (2012) merken an, dass Connells Konzept viel Kritik provoziert: So wird auf der einen Seite vor allem die begriffliche Unschärfe bemängelt, gerade dies trägt auf der anderen Seite aber auch zur großen Popularität des Konzeptes bei (vgl. ebd., S. 24). Connell und Messerschmidt (2005) bieten in ihrem Aufsatz einen Überblick über Arbeiten und Argumentationen, die das Konzept der hegemonialen Männlichkeit seit der beginnenden Debatte darum in den 1990er Jahren aus verschiedenen Blickwinkeln kritisieren. Die vielfältige Kritik lässt sich zu fünf Hauptkritikpunkten verdichten: Ein erster Kritikpunkt bezieht sich auf das zugrundeliegende Konzept von Männlichkeit. Dies wird dafür kritisiert, dass es innerhalb einer heteronormativen Konzeption von Gender entworfen wird, welches die binäre Unterscheidung von männlich und weiblich essentialisiert und Differenzen wie Ausgrenzungen innerhalb von Geschlechterkategorien ignoriert. Weiterhin stützt sich diese Konzeption auf die Dichotomisierung von biologischem und sozialem Geschlecht und marginalisiert bzw. naturalisiert damit den Körper. Unter dem zweiten Kritikpunkt von ‚Zweideutigkeit und Überschneidungen‘ wird vor al-

lem die Frage danach gestellt, wer hegemoniale Männlichkeit tatsächlich repräsentiert, da bekannt ist, dass viele Männer, die zwar mächtige Positionen innehaben, trotzdem nicht das Idealbild von Männlichkeit verkörpern. Das Problem der Reifizierung stellt den dritten Hauptkritikpunkt dar: Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit reduziert und reifiziert Männlichkeit in der Anwendung auf Macht und Toxizität. Als vierten Strang der Kritik bemängeln einige Autor:innen, dass dem Konzept eine unzureichende Gegenstandstheorie zugrunde liegt und daraus eine Simplifizierung des Gegenstands folgt. Als fünften Kritikpunkt lässt sich das Muster von Geschlechterbeziehungen anführen. Unter diesem Punkt wird Kritik am Konzept subsumiert, die sich auf eine funktionalistische Sichtweise von Geschlechterverhältnissen bezieht und davon ausgeht, dass es sich dabei um ein sich selbst reproduzierendes System handelt (vgl. ebd., S. 836ff.).

Wie Messerschmidt und Messner (2018) konstatieren, bezieht sich die Reformulierung des Konzepts, die insbesondere durch Connell und Messerschmidt (2005) vorgenommen wurde, auf vier Aspekte: Erstens werden aufgrund der empirischen Evidenz bestimmte Aspekte des ursprünglichen Konzepts beibehalten, insbesondere »the relational nature of the concept [...] and the idea that this relationship is a pattern of hegemony¹⁸ – not only a pattern of simple domination« (Messerschmidt und Messner 2018, S. 39). Historisch gut belegt sind ebenso die grundlegenden Annahmen des Konzepts, das hegemoniale Männlichkeit nicht zwangsläufig das mächtigste oder häufigste (oder gleichzeitig mächtigste und häufigste) Muster von Männlichkeit ist. Zweitens muss ein neuformuliertes Verständnis hegemonialer Männlichkeit einen holistischeren Zugang zu Geschlechterungleichheit integrieren, der die Handlungsfähigkeit und Macht untergeordneter Gruppen in der Verwobenheit von Geschlecht mit anderen sozialen Kategorien wie Klasse, race, Alter, Sexualität und Nation anerkennt. Drittens muss die Verkörperung (Embodiment) hegemonialer und nicht hegemonialer Männlichkeiten differenzierter bearbeitet werden. Dieser Anspruch muss auch dafür geltend gemacht werden, wie hegemoniale und nicht hegemoniale Männlichkeiten herausgefördert und angefochten werden und sich dadurch ändern können. Viertens dürfen Wissenschaftler:innen hegemoniale Männlichkeit nicht vereinfacht als gesamtgesellschaftliches Phänomen verstehen.

18 In diesem Zusammenhang ist auf das für Connells Werk essentielle Konzept der »emphasized femininity« (Messerschmidt und Messner 2018, S. 38) zu verweisen. Es beschreibt eine Form von Weiblichkeit, die sich durch Unterwürfigkeit, »nurturance« und Empathie als »weibliche Tugenden« an männliche Macht anpasst. »It is the global subordination of women to men that provides an essential basis for differentiation. One form is defined around compliance with this subordination and is oriented to accommodating the interests and desires of men. I will call this ›emphasized femininity‹. Others are defined centrally by strategies of forms of non-compliance. Others again are defined by complex strategic combinations of compliance, resistance and co-operation« (Connell 1987, S. 18f.).

nomen begreifen, sondern müssen empirisch existierende, hegemoniale Männlichkeiten¹⁹ auf drei Ebenen analysieren:

»[F]irst, the *local* (meaning constructed in gender regimes involving the face-to-face interaction of families, organizations, and immediate communities); second, the *regional* (meaning constructed at the level of a society-wide gender order); and, third, the *global* (meaning constructed in the global gender order involving transnational world politics, business, and media)« (Messerschmidt und Messner 2018, S. 40, H.i.O.).

Die Betrachtung dieser drei Ebenen (local, regional und global) muss aber nicht nur für die Analyse hegemonialer Männlichkeit gelten, sondern auch für die der Geschlechterordnung in einer globalen Perspektive. Connell (2005) konstatiert diesbezüglich:

»If we recognize that very large scale institutions, such as the state and corporations are gendered [...], and if we recognize that international relations, international trade, and global markets are inherently an arena of gender politics [...], then we can recognize the existence of a world gender order. The world gender order can be defined as the structure of relationships that interconnect the gender regimes of institutions, and the gender orders of local societies, on a world scale« (ebd., S. 72).

Wie bereits angemerkt, handelt es sich beim Konzept der hegemonialen Männlichkeit um ein breit und interdisziplinär rezipiertes Konzept, dass über die Jahrzehnte bis heute nicht an Aktualität oder Popularität einbüßt. Vielmehr legen viele internationale Studien das Modell nach wie vor zugrunde. Ebenfalls zeigt sich, dass die Bezugnahme auf das Konzept der hegemonialen Männlichkeit durch die Berücksichtigung der Annahmen Bourdieus sinnvoll ergänzt werden kann, weswegen im Folgenden das Konzept der männlichen Herrschaft sowie die Habitus- und Kapitaltheorie dargestellt wird.

2.3.2 Männliche Herrschaft: eine grundlegende Einführung

Die Arbeiten Bourdieus haben neben dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit in Erziehungswissenschaft und Soziologie Konjunktur und werden vor allem innerhalb der Männlichkeitenforschung zumeist in Verbindung miteinander aufgegriffen (vgl. Beaufaÿs 2019, S. 355). Durch Bourdieus Werk »Die männliche Herrschaft« (1998), das 2005 in der deutschen Übersetzung erschien, wurde die Diskussion über

¹⁹ Der Plural wird im Text bewusst hervorgehoben.

reziproke Verweisungszusammenhänge seiner theoretischen Konzepte und der Geschlechterforschung verstärkt. Während die Frage nach dem Nutzen bzw. Ertrag des Werks umstritten bleibt, haben Bourdieus Konzepte, wie z.B. der Habitus, Einzug in die Geschlechterforschung gehalten (vgl. Thon 2017, S. 130).

Männliche Herrschaft

Geschlechtsspezifische Sozialisation²⁰ ist als ein fundamentaler Aspekt in der komplexen Frage nach der Reproduktion von mit Geschlecht verwobenen Machtverhältnissen zu betrachten. Über den Gesichtspunkt der Sozialisation hinaus lässt sich bezüglich dieser Frage nach der Perpetuierung von Geschlechterhierarchien das Bourdieusche Konzept der männlichen Herrschaft anführen (vgl. Thon 2017, S. 131).

Bourdies Überlegungen basieren dabei auf ethnologischen Beobachtungen, die er in den 1950er Jahren in der kabylischen Gesellschaft in Algerien durchführt (vgl. Bourdieu 2013, S. 14f.). Die Beobachtungen eignen sich deshalb für eine Analyse männlicher Herrschaft, da »aufgrund der geringeren gesellschaftlichen Komplexität die Strukturen männlicher Herrschaft [in der kabylischen Gesellschaft, JB] in Reinform« (Budde 2014, S. 22) zutage treten. Bourdieu (2013) beschreibt männliche Herrschaft als einen Effekt symbolischer Gewalt. Unter letzterer versteht er »jene sanfte, für ihre Opfer unmerkliche, unsichtbare Gewalt, die im wesentlichen [sic!] über die rein symbolischen Wege der Kommunikation und des Erkennens, oder genauer des Verkennens, des Anerkennens oder, äußerstenfalls, des Gefühls ausgeübt wird« (ebd., S. 8). Das Adjektiv »symbolisch« soll die Gewalt jedoch keineswegs verharmlosen oder relativieren, vielmehr möchte Bourdieu damit »der Objektivität der subjektiven Erfahrung der Herrschaftsverhältnisse ihren Platz in der Theorie einräum[en, JB]« (ebd., S. 65). Um symbolische Gewalt nicht zu beschönigen, ist es zudem ausschlaggebend, sich die Historizität von Herrschaftsstrukturen bewusst zu machen. Diese, so Bourdieu, sind »Produkt einer unablässigen (also geschichtlichen) Reproduktionsarbeit« (ebd., H.i.O.), die durch (einzelne) Akteur:innen wie Männer aber auch Familien, die Schule, Kirche und auch den Staat geleistet wird (vgl. ebd.). Es lässt sich unterstreichen, dass symbolische Gewalt also subtil wirkt und männliche Herrschaft sich damit unaufhaltsam und durch vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Habitus reproduziert:

»Die symbolische Gewalt realisiert sich nur durch einen praktischen Akt des Erkennens und Verkennens, der sich diesseits von Bewußtsein und Willen vollzieht und der all den Bekundungen, Befehlen, Einflüsterungen, Verlockungen, Drohungen, Anordnungen oder Ermahnungen ihre ›hypnotische Macht‹ verleiht. Aber ein Herrschaftsverhältnis, das der Komplizenschaft der Dispositionen bedarf, hängt, was sein Fortbestehen oder seine Veränderung angeht, zutiefst vom

20 Vgl. kritisch zum Begriff: Maihofer 2015, S. 640f.

Fortbestehen oder von der Veränderung der Strukturen ab, deren Produkt diese Dispositionen sind« (ebd., S. 77, H.i.O.).

Männliche Herrschaft kann sich also nur durch die implizite und unbewusste Zustimmung der Untergeordneten vollziehen, die vor allem auch durch die Inkorporation der Machtbeziehungen gewährleistet wird (vgl. Bourdieu 1997, S. 165). Damit (re-)produziert sie sich zum einen durch die »für sich genommen willkürliche Einteilung der Dinge und Aktivitäten« (Bourdieu 2013, S. 18) in die Kategorien männlich und weiblich. Dies wiederum fügt sich in ein System homologer Gegensätze ein, das soziale Welt konstituiert. Die Problematik in Bezug auf diese universell geltenden Denkschemata besteht darin, dass die Einteilung als natürlich und auf körperliche Gegebenheiten bezogen verstanden wird (vgl. ebd., S. 18f.). Bourdieu bezeichnet die Naturalisierung von Geschlecht demgegenüber sogar als »vollständige Verkehrung von Ursache und Wirkung« (ebd., S. 19). Zum anderen manifestiert sich männliche Herrschaft über die körperliche Hexis, also die Körper(-lichkeit) von Frauen und Männern, die sich durch entgegengesetzte und sich ergänzende Körperhaltungen, Weisen des Auftretens und Gesten auszeichnet (vgl. Bourdieu 1997, S. 162).

Die männliche Herrschaft betreffend ist festzuhalten, »daß sie der Rechtfertigung nicht bedarf: Die androzentrische Sicht zwingt sich als neutral auf und muß sich nicht in legitimatorischen Diskursen artikulieren« (Bourdieu 2013, S. 21). Sie wird durch die soziale Ordnung, die ihr Fundament in geschlechtlicher Arbeitsteilung sowie in der Struktur von Raum und Zeit findet, perpetuiert (vgl. ebd., S. 21f.). Schließlich ist mit Bourdieu (1997) anzumerken, dass »es nicht möglich ist, der symbolischen Gewalt, die eine Dimension aller Herrschaft ist und das Essentielle der männlichen Herrschaft ausmacht, auf die Spur zu kommen, ohne den Habitus einzuführen« (ebd., S. 166).

Habitus

1967 führt Bourdieu den Habitusbegriff erstmals systematisch, ein Jahr später dann offiziell, ein. Danach findet dieser in seiner endgültigen Funktion Anwendung, wird allerdings wiederholt ausgearbeitet und den jeweiligen Forschungskontexten entsprechend angepasst (vgl. Rehbein 2011, S. 89; vgl. dazu auch: Bourdieu 1974, S. 125ff.). Bourdieus Anliegen ist es anhand des Begriffs sichtbar zu machen, dass

»zwischen der Position, die der einzelne innerhalb eines gesellschaftlichen Raumes einnimmt, und seinem Lebensstil ein Zusammenhang besteht [...] Als Vermittlungsglied zwischen der Position oder Stellung innerhalb des sozialen Raumes und spezifischen Praktiken, Vorlieben usw. fungiert das, was ich ›Habitus‹ nenne, das ist eine allgemeine Grundhaltung, eine Disposition gegenüber der Welt, die zu systematischen Stellungnahmen führt« (Bourdieu 2005, S. 31).

Subjekte inkorporieren Bourdieu (1987a) zufolge ihre Lebensumstände, sprich sie verleihen sie sich ein (vgl. ebd., S. 107). Handlungs- und Denkschemata, die den Habitus prägen, werden in primären und sekundären Sozialisationsinstanzen erworben. Dies ermöglicht Klassifikationen zur Einordnung und Bewertung sozialer Situationen, anderer handelnder Personen, Praxen und von vom Menschen geschaffenen Objekten (vgl. Beaufaës 2019, S. 352).²¹ Die Funktion des Habitus ist eine doppelte: Er fungiert

»gleichzeitig [als, JB] ein System von Schemata der Produktion von Praktiken und ein System von Schemata der Wahrnehmung und Bewertung der Praktiken. Und beide Male kommt in seinen Operationen die soziale Position zum Ausdruck, in denen er sich entwickelt hat« (Bourdieu 2011, S. 144).

Infolgedessen ist er auch ein »System von Grenzen« (Bourdieu 2005, S. 33). Damit meint Bourdieu, dass jede soziale Lage durch Eigenschaften und Merkmale definiert ist, die sich aus der bestimmten Position im »System der Existenzbedingungen« (Bourdieu 1987b, S. 279) ergeben. Dieses bildet aufgrund der unterschiedlichen Positionen ein »System von Differenzen« (ebd., H.i.O.). Damit wird die jeweilige soziale Lage dadurch bestimmt, was sie nicht ist und im Besonderen »durch das ihr Gegensätzliche« (ebd.). Die individuellen Erfahrungen der sozialen Lage und ihrer bestimmten Position finden Ausdruck im Habitus, der damit wiederum Ausdruck des Systems der Existenzbedingungen ist. Homologe Gegensatzpaare wie oben-unten, reich-arm, aktiv-passiv strukturieren, wie bereits gezeigt, Praktiken und Wahrnehmungen (vgl. ebd.). Der Habitus ermöglicht somit einerseits bestimmtes Verhalten, andererseits wird durch ihn bestimmtes Verhalten verwehrt (vgl. Bourdieu 2005, S. 33). In Bezug auf »Klassenzugehörigkeit« kann dies noch einmal zugespitzt werden:

»[V]ermittels der Verteilung der Eigenschaften präsentiert sich die soziale Welt objektiv als ein symbolisches System, das nach der Logik der Differenz, des differentiellen Abstands organisiert ist. Tendenziell funktioniert der soziale Raum wie ein symbolischer Raum, wie ein Raum von Lebensstilen und durch unterschiedliche Lebensstile gekennzeichnete Statusgruppen« (Bourdieu 2011, S. 146).

Von dieser Distinktionslogik betroffen ist ebenso die soziale Kategorie Geschlecht. Um den scheinbar »magischen Vorgang« (Bourdieu 1997, S. 166) der Aneignung eines (geschlechtlichen) Habitus analysieren zu können, muss die »Bildungs- und For-

21 Von Beaufaës bleiben tertiäre Sozialisationsinstanzen (vgl. Hurrelmann und Bauer 2015, S. 155f.) an dieser Stelle unberücksichtigt (vgl. Beaufaës 2019, S. 352). Diese sind aus Sicht der Verfasserin im Hinblick auf die (Aus-)Bildung eines Habitus jedoch keinesfalls zu vernachlässigen.

mungsarbeit« (ebd.) beschrieben werden, durch die »eine dauerhafte Transformation des Körpers und der üblichen Umgangsweise mit ihm erzielt wird« (ebd.). Durch ebendiese Bildungs- und Formierungs- und auch »Erziehungsarbeit« (ebd., S. 186), »konstruiert die soziale Welt den Körper als vergeschlechtlichte Wirklichkeit und [...] als Speicher von vergeschlechtlichenden Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien, die wiederum auf den Körper in seiner biologischen Realität angewendet werden« (ebd., S. 167). Der Unterschied zwischen den biologischen Geschlechtern wird damit naturalisiert und fügt sich in die Prinzipien der Einteilung, die einer »mythischen Weltsicht« (ebd., S. 169) folgen. Diese Einteilungsprinzipien begreift Bourdieu als Produkt der männlichen Herrschaft, »die als die fundamentale Struktur der sozialen Ordnung in die Realität der Welt eingeschrieben ist« (ebd.). Daraus folgt, dass biologische Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Körpern sowie anatomische Unterschiede der Sexualorgane »als unanfechtbare Rechtfertigung des gesellschaftlich konstruierten Unterschieds zwischen den Geschlechtern erscheinen« (ebd., H.i.O.). Damit wird Sexismus genau wie Rassismus essentialisierend: Historisch und gesellschaftlich gewachsene Unterschiede werden naturalisiert (vgl. ebd.).

Meuser (2010) kritisiert, dass Bourdieu in seinen zahlreichen Abhandlungen über den Habitus keine Systematisierung von Geschlecht als organisierendes Prinzip vornimmt. Eine Begriffsklärung oder Theorie des geschlechtlichen Habitus sucht man vergeblich. Erst in den jüngeren Arbeiten nähert sich Bourdieu dem Geschlechterverhältnis. Meuser zufolge ist ein geschlechtlicher Habitus Basis von Doing Gender²², welches durch den Habitus Ordnung findet. Da dies keine freiwillige Entscheidung ist, sondern eben durch den Habitus diktiert wird, ist Geschlecht nicht als individuelle Eigenschaft zu verstehen (vgl. ebd., S. 116ff.). Meuser nimmt an, dass es »pro Geschlecht einen Habitus [gibt, J.B.], also einen männlichen und einen weiblichen« (ebd., S. 120). Bourdieu zufolge lässt sich eine Reihe qualitativer Besonderheiten festhalten, die männliche und weibliche Dispositionen betreffen. Zu den männlich konnotierten Anlagen gehört die Hingabe zu den Macht- und Gewaltspielen, die sogenannte libido dominandi sowie die Ausbildung der dafür nötigen Denkweisen, Emotionen und Praktiken (vgl. Jäger et al. 2012, S. 25). Unter der libido dominandi versteht Bourdieu (1997) den »Wunsch [von Männern, JB], die anderen Männer zu dominieren, und sekundär, als Instrument des symbolischen Kampfes, die Frauen« (ebd., S. 215). Die weiblich konnotierten Dispositionen betreffend führt Bourdieu demgegenüber die libido dominantis an, also die Bereitschaft, sich unterzuordnen und die Herrschenden zugleich zu begehrn. Männer müssen ihre Männlichkeit weiterhin aktiv und dauerhaft her- und unter Beweis stellen, während Frauen einer passiven Haltung verpflichtet sind (vgl. Jäger et al. 2012,

²² Vgl. dazu Kap. 2.3.1.

S. 25f.). Durch die Gleichsetzung des ›Weiblichen-Seins‹ mit dem ›Wahrgenommen-Sein‹ werden Frauen als ›symbolische Objekte‹ konstituiert und ihre Existenz vor allen Dingen »für und durch die Blicke der anderen« (Bourdieu 2013, S. 117) legitimiert (vgl. ebd.). Bourdieu beschreibt jedoch nicht nur Unterschiede zwischen den Geschlechtern, sondern markiert Differenzen zwischen Frauen von sozialen Kategorien wie Klasse oder Ethnizität. Das verbindende Element zwischen Frauen liegt demgegenüber in ihrem relationalen Verhältnis, das sich auf die Position im sozialen Raum bezieht. Auch für Männlichkeit lässt sich festhalten, dass es sich um ein relationales Konzept handelt. Dies spiegelt sich vor allem in der Angst und Ablehnung von Weiblichkeit im Allgemeinen, aber insbesondere im Erkennen des Weiblichen im Männlichen wider (vgl. Jäger et al. 2012, S. 26).

Mit den geschlechtlichen Habitus sind jedoch nicht die Gleichförmigkeit von »Handlungen, Einstellungen, Attributen« (Meuser 2010, S. 120) des jeweiligen Habitus gemeint. Vielmehr gibt es diverse Weiblichkeiten und Männlichkeiten, die ihrer Verschränkung mit weiteren sozialen Kategorien anerkannt und analysiert werden müssen (vgl. ebd.). Mit Faulstich-Wieland (2008) lässt sich eruieren, dass Individuen zu Beginn ihres Lebens (und zumeist schon pränatal) als männlich oder weiblich kategorisiert und im Raum positioniert werden (vgl. ebd., S. 241). Damit erwerben sie im Verlauf ihres Sozialisationsprozesses dauerhafte, überindividuelle Dispositionen, die sie zu situationsangemessenem, geschlechtsspezifischem Verhalten befähigen. Zusammenfassend lässt sich also mit Bourdieu (1997) folgendes festhalten:

»Als Produkte der Einschreibung eines Herrschaftsverhältnisses in den Körper sind die strukturierten und strukturierenden Strukturen des Habitus das Prinzip praktischer Erkenntnis- und Anerkennungsakte der magischen Grenzlinie, die den Unterschied zwischen den Herrschenden und den Beherrschten, d.h. ihre soziale Identität erzeugt, die vollständig in dieser Beziehung erhalten ist. Dieses vom Körper vermittelte Wissen bringt die Beherrschten dazu, an ihrer eigenen Unterdrückung mitzuwirken, indem sie, jenseits jeder bewußten Entscheidung und jedes willentlichen Beschlusses, die ihnen auferlegten Grenzen stillschweigend akzeptieren oder gar durch ihre Praxis die in der Rechtsordnung bereits aufgehobenen produzieren und reproduzieren« (ebd., S. 170).

Deutlich wird in diesem Zitat eine Parallele zum Konzept der hegemonialen Männlichkeit: So beruht die Reproduktion männlicher Herrschaft, die vor allem durch vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Habitus sichergestellt wird, nicht auf Gewalt und Zwang, sondern auf der impliziten Zustimmung durch die Beherrschten.

Eine zentrale Voraussetzung des Erwerbs eines männlichen Habitus und somit Praxis der Manifestierung männlicher Herrschaft sind die sog. ernsten Spiele des Wettbewerbs. Die Spiele machen den »Mann wahrhaft zum Mann« (Bourdieu

1997, S. 189) und dienen der Anhäufung symbolischen Kapitals. Die Teilnahme an den ernsten Spielen sichert den Männern den Erwerb von bestimmten Dispositionen und diversen Privilegien. Sie sind für die Männer jedoch zugleich eine Bürde: Die Teilnahme an ihnen ist verpflichtend, »um mit sich selbst im reinen zu sein, um in den eigenen Augen einer (herkömmlichen) Vorstellung des Mannes würdig zu bleiben« (ebd.). Frauen sind, bis auf ihre Funktion als »*Objekte des Austauschs*« (ebd., H.i.O.) oder wie Meuser (2008) sie in Anlehnung an Virginia Woolf beschreibt, als »schmeichelnde Spiegel« (ebd., S. 34, H.i.O.), von den Spielen ausgeschlossen (vgl. Bourdieu 1997, S. 189). Sie haben »das (gänzlich negative) Privileg, von den Spielen, bei denen um Privilegien gestritten wird, nicht getäuscht zu werden und zumindest nicht unmittelbar, in eigener Person in sie involviert zu sein« (ebd., S. 196). Die ernsten Spiele des Wettbewerbs können verschiedenste Formen annehmen. Die klassischen Spiele sind »Wissenschaft, Wirtschaft, Politik« (Scholz 2004, S. 40), die Form »*par excellence*« (Bourdieu 1997, S. 196, H.i.O.) jedoch ist der Krieg (vgl. ebd.). Auf der Mikroebene männlicher Interaktion nehmen die ernsten Spiele des Wettbewerbs (heutzutage) Formen wie »Computerspielen, Fußball oder beruflicher Konkurrenz über Ironisierungen, intellektuelles Kräftemessen bis zu gewalttätigen Auseinandersetzungen oder Mutproben« (Budde 2014, S. 34) an. Gemeinsam ist ihnen allen, dass Männer erhebliche Risiken in Kauf nehmen, um im Wettbewerb Reputation zu erlangen und Selbstwirksamkeit zu erfahren (vgl. ebd.). Der Wettbewerb im Rahmen der ernsten Spiele fungiert für Männer paradoxe Weise sowohl als Mittel zur Trennung und zur Herstellung von Binnenhierarchie als auch als Mittel zur Herstellung von Vergemeinschaftung, Solidarität und Miteinander unter Männern. Das Risikohandeln, das dem Wettbewerb inhärent ist, wird von Männern als »Strukturübung« (Meuser 2008, S. 42, H.i.O.) immer wieder neu angeeignet. Im Rahmen dieser Strukturübungen lernen Männer überdies, die Spiele zu lieben, was ihnen wiederum einen »Gender-Vorteil« (ebd.) verschafft. Beobachten lässt sich dies bspw. in sog. Rat Races um Spitzenpositionen. Frauen lehnen es ab, sich an diesen zu beteiligen – sie durchschauen zwar die Spielregeln, lieben den Wettbewerb aber nicht so wie die Männer (vgl. ebd., S. 34ff.).²³

Kapitaltheorie

Wie bereits erwähnt, dienen die ernsten Spiele insbesondere der Akkumulation symbolischen Kapitals. Das symbolische Kapital kann dem sozialen Kapital zugerechnet werden, das

23 Dass Frauen seltener in Spitzenpositionen vertreten sind, hat freilich vielfältigere Gründe als »nur« nicht mit und im Rahmen der ernsten Spiele des Wettbewerbs sozialisiert worden zu sein.

»die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen [bezeichnet, JB], die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der *Zugehörigkeit zu einer Gruppe* beruhen« (Bourdieu 1983, S. 190f., H.i.O.).

Insgesamt werden drei grundlegende Kapitalsorten beschrieben, die in starkem Zusammenhang miteinander stehen. Unter Kapital fasst Bourdieu (2005) generell »akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Material oder in verinnerlichter, ›inkorporierter‹ Form [...] als *vis insita* ist Kapital eine Kraft, die den objektiven und subjektiven Strukturen innewohnt; gleichzeitig ist das Kapital – als *lex insita* – auch grundlegendes Prinzip der inneren Regelmäßigkeiten der sozialen Welt« (S. 49, H.i.O.). Die Anhäufung von Kapital, egal in welcher Form, braucht jedoch Zeit. Ihm wohnt eine »Überlebenstendenz« (ebd., S. 50) inne, das heißt, dass es ihm einerseits möglich ist, Profite hervorzubringen sowie sich andererseits selbst zu reproduzieren oder zu wachsen (vgl. ebd.). Die elementaren Formen bilden das ökonomische, das kulturelle und das soziale Kapital. Das ökonomische Kapital ist die am wenigsten komplexe Kapitalsorte. Es ist »unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar« (ebd., S. 52). Kulturelles und soziales Kapital sind, in Abhängigkeit zu »mehr oder weniger hohen Transformationskosten« (ebd.), in ökonomisches Kapital konvertierbar (vgl. ebd., S. 52f.). Bourdieu zufolge kann kulturelles Kapital hingegen in inkorporiertem, objektiviertem und institutionalisiertem Zustand existieren. Im verinnerlichten, inkorporierten Zustand liegt das kulturelle Kapital in Form von »dauerhaften Dispositionen des Organismus« (ebd., S. 53) vor. Damit ist es an den jeweiligen, individuellen Körper gebunden, und setzt einen »Verinnerlichungsprozess« (ebd., S. 55, H.i.O.) voraus, der Zeit kostet. Da es in den Habitus übergegangen ist, kann diese Form kulturellen Kapitals nicht ohne Weiteres an eine andere Person weitergegeben werden – im Gegensatz zum objektivierten Kulturkapital. Dies kann z.B. in Form unterschiedlicher Kulturgüter wie bspw. Gemälden oder Instrumenten vorliegen. Dennoch lässt sich auch hier nur das juristische Eigentum übertragen, nicht aber »dasjenige Merkmal, das die eigentliche Anwendung erst ermöglicht« (ebd.). Zuletzt ist das institutionalisierte Kulturkapital anzuführen, das in Form von Titeln vorliegen kann. Personen erhalten durch schulische bzw. akademische Titel eine Form institutioneller Anerkennung, mithilfe derer sie sich distinguiieren können (vgl. ebd., S. 53ff.).²⁴ Schließlich ist das soziale Kapital zu nennen, das »die Gesamtheit der aktuellen und potenziellen Ressourcen [umfasst, JB], die mit dem Besitz

24 In der Verschränkung von Kulturkapital und ökonomischem Kapital wird sichtbar, wie sich soziale Herkunft und Bildungserfolg gegenseitig bedingen. So verweist Bourdieu (2005) darauf, dass nicht alle Familien die ökonomischen (und kulturellen) Ressourcen haben, ihren Kindern Bildung »über das Minimum hinaus« (ebd., S. 58) zu ermöglichen. Der Zusammenhang von sozialer Herkunft und Bildungserfolg ist zahlreich nachgewiesen worden und auch

eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind« (ebd., S. 63). Die betreffenden Personen erhalten damit Sicherheit und gelten als kreditwürdig. Zur Aufrechterhaltung des sozialen Kapitals dringend nötig sind materielle und/oder symbolische Tauschbeziehungen. Das individuelle soziale Kapital bemisst sich nicht nur am Umfang derjenigen Beziehungen, die tatsächlich mobilisiert werden können, sondern auch an den jeweiligen Kapitalien, über die die Beziehungspartner:innen selbst verfügen. Die Zugehörigkeit zu einer spezifischen Gruppe ermöglicht materielle und symbolische Profite, wie bspw. bestimmte Gefälligkeiten oder erhöhtes Ansehen. Jedoch handelt es sich bei Beziehungsnetzen nicht um natürliche Gegebenheiten, vielmehr ist permanente »Institutionalisierungsarbeit« (ebd., S. 65) nötig, die auf die Etablierung und Aufrechterhaltung von Sozialbeziehungen gerichtet ist, deren direkter Ertrag sich früher oder später zeigt. Die jeweilige Gruppe reproduziert sich durch die gegenseitige Anerkennung ihrer Mitglieder und sichert damit gleichzeitig ihre Grenzen nach Außen. Damit einhergehend muss gruppenintern ausgehandelt werden, »wie man Gruppenmitglied wird, [...] aber vor allem auch, wie man zum Repräsentanten (Delegierten, Beauftragten, Bevollmächtigten usw.) der gesamten Gruppe wird und damit zugleich über ihr Sozialkapital verfügt« (ebd., S. 68), um die Erhaltung und Akkumulation des gruppenkonstituierenden Kapitals nicht zu gefährden (vgl. ebd., S. 63ff.).

Mit Blick auf die Umwandlung von Kapitalarten schreibt Bourdieu (2005) dem ökonomischen Kapital insofern eine Sonderrolle zu, dass damit die anderen Kapitalsorten erworben werden können. Damit sind jedoch Transformationskosten und -arbeit in Kauf zu nehmen, um einen Machtverlust zu verhindern (vgl. ebd., S. 70). Zudem muss bezüglich der Beziehung zwischen den verschiedenen Kapitalsorten und deren Umwandlung eine »*doppelte Annahme*« (ebd., H.i.O.) getroffen werden, nämlich:

»daß das ökonomische Kapital allen anderen Kapitalarten zugrundeliegt, daß aber andererseits die transformierten und travestierten Erscheinungsformen des ökonomischen Kapitals niemals ganz auf dieses zurückzuführen sind, weil sie ihre spezifischsten Wirkungen überhaupt nur in dem Maße hervorbringen können, wie sie verbergen (und zwar zu allererst vor ihrem eigenen Inhaber), daß das ökonomische Kapital ihnen zugrunde liegt und insofern, wenn auch nur in letzter Instanz, ihre Wirkungen bestimmt« (ebd., S. 70f.).

Um nachvollziehen zu können, wie die Akkumulation und Reproduktion von Kapital in seiner eigenen Logik funktioniert, muss einerseits gegen den »*Ökonomismus*«

heute noch von höchster Relevanz (vgl. dazu z.B.: Autor:innengruppe Bildungsberichterstattung 2022).

(ebd., S. 71, H.i.O.) und andererseits gegen den »*Semiologismus*« (ebd., H.i.O.) vorgegangen werden. Erstere Betrachtungsweise reduziert alle anderen Kapitalsorten letzten Endes auf das ökonomische und ignoriert damit die spezifische Wirksamkeit der anderen Arten. Letztere reduziert soziale Tauschbeziehungen auf »Kommunikationsphänomene und ignoriert die brutale Tatsache der universellen Reduzierbarkeit auf die Ökonomie« (ebd.). Ganz generell unterscheiden sich die Kapitalsorten also auch nach ihrer Reproduzierbarkeit. Dabei spielen das »Schwundrisiko« (ebd., S. 73) sowie die »Verschleierungskosten« (ebd.) eine große Rolle, die tendenziell »mit entgegengesetzten Vorzeichen [...] variieren« (ebd.). Bei sozialem Kapital und der dafür konstitutiven Produktion und Reproduktion von Tauschbeziehungen würde sich dies bspw. im Risiko der Undankbarkeit ausdrücken, da sich der »Anerkennung einer Schuldverpflichtung« (ebd.) jederzeit widersetzt werden kann (vgl. ebd.). Abschließend lässt sich zur Umwandlung der Kapitalsorten konstatieren:

»Der arbiträre Charakter der Aneignung zeigt sich nirgends deutlicher als bei der Übertragung von Kapital, vor allem bei der Sukzession, einem kritischen Moment für jede Macht. Jede Reproduktionsstrategie ist deshalb unausweichlich auch eine Legitimationsstrategie, die darauf abzielt, sowohl die exklusive Aneignung wie auch ihre Reproduktion sakrosant zu machen« (ebd., S. 74).

Kritik

Bourdieu stößt mit seinem Konzept der männlichen Herrschaft bei vielen feministischen Wissenschaftler:innen auf harsche Kritik und Ablehnung. Krais (2011) gibt den kritischen Stimmen recht, wenn sie konstatiert, dass die empirischen Bezüge, die fehlende Berücksichtigung von wichtigen Forschungen und Erkenntnissen der Frauen- und Geschlechterforschung sowie die Passagen zur ›Frau als Objekt‹, die den ›Male Gaze‹ spiegeln, »irritierend« (ebd., S. 46) wirken (vgl. ebd., S. 45f.). Diese Kritik bezieht sich vor allem auf die Konzeption des Habitus, insbesondere aber auf die des geschlechtlichen Habitus: Die Macht der Geschlechtsklassifikation, die das Männliche als das Überlegene konstruiert, speist sich dabei aus der vermeintlichen Naturgegebenheit. Soziale Unterschiede zwischen dem Männlichen und dem Weiblichen sowie die Differenzierung der sozialen Welt in männlich und weiblich werden damit letztendlich auf biologische Körper zurückgeführt. »Diese Verkennungseffekte sind auch in ›modernen Gesellschaften‹ wirksam« (Dölling 2004, S. 78), obwohl Stereotype und (Aus-)Gestaltungen von Geschlechterrollen flexibler geworden sind und sich das Wissen um den Konstruktionsaspekt von Geschlecht auch außerhalb der Geschlechterforschung weit verbreitet hat (vgl. ebd., S. 76ff.). Dem Konzept des Habitus wird darüber hinaus ein inhärenter Determinismus angelastet, der individuelles Aufbegehren und emanzipative Prozesse nicht erfassen kann. Daher bleiben z.B. politische Bewegungen wie die Frauenbewegung im Konzept der männlichen Herrschaft unberücksichtigt. Dementgegen argumentiert Krais (2011),

dass dieser Kritik die Entgegenseitung der Positionen von Individuum und Gesellschaft zugrunde liegt. Bourdieu, so Krais, begreift Menschen jedoch zum einen als denkende und reflektierende Wesen, zum anderen sucht er das Potential für gesellschaftliche Veränderungen in deren durch Individuen konstituierte Bedingungen. Zudem ist die Überwindung männlicher Herrschaft durch die diskursive Dekonstruktion von Konzepten und von Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata eine Illusion – zu tief sind diese in die soziale Welt und Körper eingeschrieben (vgl. ebd., S. 46f.). »Dies zu erkennen birgt die Gefahr [...] die Komplexität gesellschaftlicher Veränderungsprozesse zu unterschätzen oder auch letztlich den der Herrschaft Unterworfenen die Verantwortung hierfür zuzuschreiben« (ebd., S. 47).

Mit Dölling (2004) lässt sich fragen, wie es der männlichen Herrschaft gelingt, sich zu reproduzieren. Die auf die Biologie zurückgeföhrten und nach wie vor kaum hinterfragten Geschlechterunterschiede und die damit einhergehende Hierarchie reihen sich zum einen in das von Bourdieu beschriebene System homologer Gegensätze ein. Die Logik des neoliberalen Kapitalismus mit seinen Anforderungen an Leistung und Flexibilität führt zum anderen zu einer Verschleierung von sozial produzierten Unterschieden zwischen den Geschlechtern und delegitimiert den Diskurs darüber, so Dölling. Damit werden Geschlechterdifferenzen als naturgegeben gerahmt, die Bewältigung ihrer Auswirkungen individualisiert und gleichstellungs-politische Interventionen als nicht mehr zeitgemäß gelabt. Zudem erschwert die Inkorporierung von Geschlechterklassifikationen im praktischen Handeln die bewusste Wahrnehmung und Reflexion derselben. So werden Hierarchien wiederum naturalisiert und Herrschaftsverhältnisse somatisiert. Ein weiterer Verkennungseffekt männlicher Herrschaft liegt Dölling zufolge in der expliziten und impliziten Zustimmung der Herrschenden sowie der Beherrschten, die durch die Inkorporierung der Geschlechterklassifikation durch Sozialisationsprozesse gewährleistet wird. Selbst die wissenschaftliche Analyse der Machtverhältnisse, die z.B. durch die Geschlechterforschung vorgenommen wird, muss an ihre Grenzen stoßen, da »ihnen [den Forschenden, JB] für ihre Reflexion und Kritik dieser Machtverhältnisse (zunächst) nur die Erkenntnismittel zur Verfügung stehen, die sie mit den Nutznießern dieser Macht- und Herrschaftsverhältnisse teilen« (ebd., S. 85). Damit muss auch die wissenschaftliche Rekonstruktion von Geschlecht auf die Begriffe (»Männer« und »Frauen«), in die die jeweiligen Differenzen und Hierarchien eingeschrieben sind, zurückgreifen. Darüber hinaus bleibt anzumerken, dass auch die »Nutznießer« der männlichen Herrschaft symbolischer Gewalt unterworfen sind. Der Preis, den die Herrschenden dafür zahlen, zeigt sich z.B. im Diskurs über die Krise von Männlichkeit (vgl. ebd., S. 77ff.). Diese wird vornehmlich in zwei Bereichen sichtbar: Einerseits im Prozess der männlichen Identitätsbildung sowie andererseits in der Veränderung der gesellschaftlichen Position der Männer. So wird Männlichkeit als »fragil« (Meuser 2015, S. 95) gedeutet, da diese durch die ernsten Spiele des Wettbewerbs immer neu hergestellt werden muss und das Risiko eines

potenziellen Scheiterns besteht. Die gesellschaftliche Position des Mannes wird darüber hinaus vor allem »durch die Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses und die Pluralisierung der Familie« (ebd., S. 98) herausgefordert. Dies ist insofern eine existentielle Bedrohung für Männer, als dass die industriegeellschaftliche Männlichkeitskonstruktion Beruf, Karriere und Männlichkeit nahezu unauflöslich miteinander verknüpft (vgl. ebd.). Meuser merkt darüber hinaus an, dass sich bestimmte Lebensbereiche (junger) Männer als prekär erweisen und sie darüber hinaus teilweise mit höchst widersprüchlichen Erwartungen konfrontiert werden, was oft zu Konflikten führt. Somit wird Männlichkeit letztendlich zu einer »ambivalenten Angelegenheit« (Meuser 2005a, S. 54), die immer neu ausgehandelt werden muss. Identitäten sind demnach als antagonistische Gebilde und Prozesse zu begreifen, nicht als in sich schlüssige Einheiten (vgl. ebd.), und Männlichkeit avanciert damit von einer »Vorgabe zur Gestaltungsaufgabe« (Meuser 2015, S. 102).

Bourdieu, so Krais (2011), plädiert, wie bereits erwähnt, für einen ›symbolischen Kampf‹, um die männliche Herrschaft aufzubrechen. Dieser muss sich auf die Felder der Politik und Wirtschaft, aber auch auf die »Sektoren der kulturellen Produktion und Reproduktion: die Kirchen, die Schulen, die Medien, die Künste, schließlich auch die Wissenschaften« (ebd., S. 48) beziehen. Damit einhergehend verweist er auf die unbedingte Notwendigkeit der Reflexion der Standortgebundenheit²⁵, um die Objektivität der Wissenschaften, so gut wie möglich, zu gewährleisten (vgl. ebd.).

2.3.3 Kritik und Synthese

Als Kritik an beiden Modellen führen Budde und Rieske (2020) an, dass die empirische Basis der Konzepte »überaus dünn« (S. 238) ist. Für Bourdieus Konzept des Habitus bemängeln sie, dass dieses auf einer explorativen Feldstudie in der Kabylei in den 1950er Jahren basiert, zu deren Datengrundlage kaum Informationen verfügbar sind. Problematisch ist dabei zudem die theoretische Übertragung von aus einer vormodernen Gesellschaftsordnung gewonnenen Erkenntnissen auf die heutige individualisierte, pluralisierte und globalisierte Gesellschaft. In der theoretischen Analyse von Männlichkeiten, die durch postmoderne Transformationen gekennzeichnet sind, muss dies berücksichtigt werden. Gleichermaßen gilt für Connells hegemoniale Männlichkeit: Auch hier bildet eine vergleichsweise geringe Anzahl von Einzelinterviews das empirische Fundament, welches, so die Kritik der Autoren, unter Verwendung rigider Patriarchatstheorien einige Fragen in Bezug auf machttheoretische Aspekte unbeantwortet bzw. unreflektiert lässt. Ganz generell lässt sich an beiden Modellen die Applizierung eines »statistische[n] Machtmödell[s]« (ebd.) sowie

²⁵ Vgl. dazu Kap. 1 und 3.3.

die mangelnde Transparenz mit Blick auf Methodologie und Auswertungsmethode bemängeln. Damit besteht ein Hauptkritikpunkt darin, dass offenbleibt, inwiefern Transformationen von Männlichkeit mit beiden Modellen analysiert und abgebildet werden können. Weiterhin ist anzumerken, dass beide Ansätze Machtanalysen darstellen, sich aber nicht als Analyseraster verstehen. Wie sich auch anhand des Forschungsstands zur Männlichkeitenforschung beobachten lässt, werden beide Modelle jedoch als solche angewendet – so auch in der vorliegenden Arbeit. Dementsprechend sei es von besonderer Wichtigkeit, offenzubleiben für »Transformatorisches und Unerwartetes« (ebd., S. 239), da die grundlagentheoretischen Zugänge mit Bourdieu und Connell den Blick dafür verstellen könnten (vgl. ebd., S. 238f.).

Jenseits der bereits formulierten methodologischen und methodischen Kritik lassen sich beide Modelle mit Meuser und Scholz (2012) zusammendenken (siehe dazu auch: Meuser 2010, S. 121ff.; Scholz 2012, S. 25ff.). Ausgangspunkt dieser Überlegung ist die schon angesprochene doppelte Logik des Modells: Zum einen wird hegemoniale Männlichkeit als kulturelle Orientierung verstanden, zum anderen werden anhand des Konzepts Männlichkeitskonstruktionen in ihrer Produktion und Transformation in Alltagspraktiken analysiert. Diese sich voneinander unterscheidenden Analyseebenen werden von Connell aber nicht expliziert, so die Autor:innen. Meuser und Scholz (2012) schlagen daher vor, die Ebene, welche hegemoniale Männlichkeit als kulturelles Muster mit normativer Zielvorgabe fasst, als institutionalisierte Praxis zu begreifen. Somit kann hegemoniale Männlichkeit in ihrer Historizität rekonstruiert werden. Damit hegemoniale Männlichkeit in einer Gesellschaft überhaupt bestehen kann, muss »neben Geschlecht mindestens eine zweite Achse sozialer Differenzierung« (ebd., S. 25) vorliegen, sodass Männlichkeiten hierarchisiert werden können. Die (jeweilige) Ausprägung der hegemonialen Männlichkeit wird dabei durch die soziale Praxis der gesellschaftlichen Elite(n) determiniert. Unter Einbezug des Konzeptes des männlichen Habitus, konkreter unter der Annahme, dass sich der männliche Habitus vor allem im homosozialen Raum und die diesen konstituierende kompetitive Logik verwirklicht, verweisen die Autor:innen darauf, dass das normative Ideal der hegemonialen Männlichkeit in sozialen Praktiken nun als »generatives Prinzip der Konstruktion von Männlichkeit oder des Doing Masculinity« (ebd., H.i.O.) wirkt. Jedoch besteht das Resultat dieses Prinzips nicht immer in der Verwirklichung von hegemonialer Männlichkeit, vielmehr ist dies aufgrund der Interdependenz mit anderen Differenzkategorien sogar meistens nicht der Fall (vgl. ebd., S. 25f.).

2.3.4 Stand der Forschung

Ende der 1970er, bzw. zu Beginn der 1980er Jahre erscheinen in Großbritannien und den USA erste Arbeiten, die sich einer kritischen Theorie von Männlichkeit(en) verschreiben. Eine sozialwissenschaftliche Thematisierung von Männlichkeit lässt

sich für Deutschland hingegen erst in der Mitte der 1990er Jahre feststellen (vgl. Meuser 2010, S. 91). Auch mehr als zehn Jahre später ist für die deutsche Männer- und Männlichkeitsforschung festzustellen, dass diese »noch in den Kinderschuhen [steckt, J.B.]« (Baur und Luedtke 2008, S. 8). Daran scheint sich – mit Blick auf die Theoriebildung zu Männlichkeit in der Erziehungswissenschaft – bis heute wenig geändert zu haben. Budde und Rieske (2020) datieren die Hauptphase der (erziehungs-)wissenschaftlichen Diskussion um Männlichkeit auf den Zeitraum zwischen den Jahren 2005 und 2012. Seither scheint sie jedoch an Aktualität verloren zu haben (vgl. ebd., S. 241).²⁶²⁷

Klassische Forschungsbereiche und Themenfelder der (interdisziplinären) Männlichkeitenforschung sind die Kindheit und Jugend von Jungen, Väter und Vatersein, Sport, Militär, männliche Sexualität, männliche Gewalt, männliche Intimität, Homophobie, »men of colour, Männer am Arbeitsplatz, männliche Gesundheit sowie Theorien und die historische Genese von Männlichkeit (vgl. Capraro 2004, S. 533).²⁸ Da für die vorliegende Arbeit jedoch insbesondere solche (erziehungswissenschaftlichen und soziologischen) Publikationen von Relevanz sind, die die Überschneidungen und Verwobenheiten der Kategorien Männlichkeit

-
- 26 Mit Meuser (2010) ist darüber hinaus darauf hinzuweisen, dass der überwiegende Teil der sozialwissenschaftlichen Forschung bis dato quasi der Männerforschung zugeordnet werden kann, »insofern als die Forschung von Männern betrieben worden ist, als sie die Besonderheiten weiblicher Lebenslagen nicht berücksichtigt hat, als sie das Männliche mit dem Allgemein-Menschlichen gleichgesetzt hat« (S. 94).
- 27 Vgl. zur ausführlichen Rekonstruktion der Entwicklung von Männlichkeits- bzw. Männlichkeitenforschung aus verschiedenen Disziplinen und in internationalen Perspektiven den Sammelband von Horlacher et al. (2016).
- 28 Der Überblick über aktuelle Studien aus der nationalen, wie internationalen Forschungslandschaft zeigt erstens, dass diese Forschungstradition fortgeführt wird: Männlichkeit(en) wird bzw. werden in qualitativen wie quantitativen oder triangulierenden Studien weiterhin in den klassischen Bereichen, jedoch immer stärker im Zusammenhang mit anderen Forschungsbereichen und Differenzkategorien untersucht. Zweitens ist es insbesondere das Konzept der hegemonialen Männlichkeit, das als theoretische Reflexionsfolie herangezogen in den Studien herangezogen wird: So lassen sich mit Blick auf die klassischen Forschungsfelder beispielhaft folgende, (neuere) Studien anführen: Halvorsen und Ljunggren (2021) beschäftigen sich in ihrer Studie mit der Reproduktion von hegemonialer Männlichkeit bzw. sog. Business Masculinity unter ökonomisch privilegierten Schülern. Atherton (2014) untersucht anhand von Interviews mit ehemaligen Soldaten die Verwobenheit von haushaltsbezogenen Fähigkeiten und hegemonialer bzw. militärischer Männlichkeit. Der alltägliche Umgang von Männern mit (ihrer) Gesundheit ist Gegenstand der Studie von Luck (2021). (Männliche) Geschlechternormen und deren Transformation werden zudem in quantitativen Testverfahren aufgegriffen und untersucht, so z.B. in Gerdes et al. (2018) und Kim et al. (2020). Winter (2022) wiederum legt eine Studie zum Zusammenhang von Pornographie, Sexualität und Männlichkeit mit dem Fokus auf junge Männer vor.

und natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit bzw. Migration oder Migrationshintergrund in den Blick nehmen, wird nachfolgend auf einschlägige und neuere Forschungsarbeiten mit diesem Fokus eingegangen.

Für Studien und Arbeiten zu ›men of colour‹, bzw. in Bezug auf die Verschränkung von Männlichkeit und Migration, sei mit Wojnicka und Pustulka (2019) grundlegend darauf hingewiesen, dass die Überschneidung von Geschlecht und Migration kein neues Forschungsfeld ist. Gleichwohl beschäftigen sich frühere Studien vor allem mit den Nachteilen und Herausforderungen im Migrationsprozess, die sich weiblichen Migrantinnen stellen. Erst seit Beginn des 21. Jahrhunderts lassen sich Studien mit ähnlichen Argumentationen für männliche Migranten finden (vgl. ebd., S. 91; vgl. dazu auch: Griffiths 2015, S. 469ff.). Mit Hibbins und Pease (2009) lässt sich jedoch darauf hinweisen, dass männliche Migranten keineswegs differenziert erforscht wurden, sondern

»this generic ›migrant‹ was perceived as an individual, rational decision-maker seeking to maximise his labour and this generalised ›man‹ also failed to explore men's particular experiences and views in addition to marginalising the role of women in migration« (ebd., S. 4, H.i.O.).

Dass die Homogenisierung von ›den‹ migrantischen Männern unzulässig ist, unterstreicht Wojnicka (2020) einmal mehr, wenn sie darauf hinweist, dass die Erfahrungen migrantischer Männer nicht nur durch die Kategorie Geschlecht, sondern auch von »other demographic and societal factors such as race, ethnicity, religious background, class, age, sexuality, nationality and primary geographical emplacement« (ebd., S. 286) beeinflusst wird und plädiert damit einmal mehr für eine intersektionale Perspektive in der Forschung über migrantische Männer und Männlichkeiten (vgl. ebd., S. 288). Dass das Zusammendenken von Geschlechter- und Migrationsforschung nicht neu ist, stellt einen Gegenhorizont zu der von Lutz (2020) festgestellten, lange andauernden fehlenden gegenseitigen Bezugnahme der Forschungsfelder der Migrations- und Geschlechterforschung dar (vgl. ebd., S. 213; vgl. dazu auch: Scheibelhofer 2007, S. 274ff.). Eher ließen sich wohl ein mangelndes gegenseitiges Verständnis und/oder gegenseitige Ignoranz der jeweiligen Erkenntnisse aus dem anderen Forschungsfeld vermuten, woraus eine gegenseitige Marginalisierung der Ergebnisse folgt. Beispielhaft für Projekte und Studien, die Geschlecht und Migration schon früh aufeinander beziehen²⁹, lässt sich bereits für die 1990er Jahre das

29 Auch aus der Schulforschung liegen aus dieser Zeit Studien mit ähnlichem Zugang vor. So beschäftigt sich Weber (2003) mit der Verschränkung von Sexismus und Rassismus. Der Untersuchung liegt die Hypothese zugrunde, »dass in der diskursiven Verknüpfung der sozialen Kategorien Geschlecht und Ethnizität Geschlechterkonzepte hervortreten, die als legitime und illegitime Formen von Weiblichkeit in Konkurrenz zueinander gesetzt werden und der Dominanzgesellschaft Distinktionsgewinne sichern« (ebd., S. 9). Konkreter untersucht sie an-

im Rahmen des DFG Projektes FABER durchgeführte Forschungsprojekt FAFRA anführen, das sich anhand von qualitativen und quantitativen Analyseverfahren mit Einstellungskonzepten und Akkulturationsstrategien von zwei Gruppen von Einwander:innenfamilien in vergleichender Perspektive beschäftigt. Diese werden zu Einstellungen und Geschlechterbildern westdeutscher Frauen und Männer in Bezug gesetzt. Ein wichtiges Ergebnis ist, dass sich die Frauenbilder und Weiblichkeitskonstruktionen der türkischen Frauen und derjenigen der Aussiedlerinnen deutlich von denen der westdeutschen Frauen unterscheiden. Mit Blick auf das in der Studie besonders zentral behandelte Thema Mutterschaft ist festzuhalten, dass die westdeutschen Frauen sich zu Mutterschaft eher kritisch äußern, bzw. eine »gebrochene Haltung« (Herwartz-Emden 2003, S. 43) aufweisen, während die »Einwanderinnen in der Mutterschaft die biographische Option sehen, die Kontinuität und existentielle Sicherheit gewährleistet« (ebd.). Am Tenor der Forschung, dass »[d]ie Funktion von Familie in Migrations- und Einwanderungsprozessen [...] erst äußerst lückenhaft untersucht und vielfach nur mit einer ›Defizithypothese‹ beantwortet [wird, JB]« (ebd., S. 13, H.i.O.) hat sich bis heute nicht viel geändert. Wie noch genauer gezeigt wird,³⁰ gilt auch heute noch für einen großen Teil der Forschung, dass »die Einwandererfamilie als traditionelle, autoritäre, konfliktbeladene, desorganisierte Familie [erscheint, JB]« (ebd.). Auch die qualitative Arbeit von Spohn (2002) lässt sich in diesem Zusammenhang anführen. Ausgehend von der Problematik, dass es aufgrund der Sichtweise, dass »Migrationsforschung [...] in erster Linie Männerforschung [sei, JB]« (ebd., S. 15) lange keine Forschung über migrantische Männer gegeben hat, untersucht Spohn familienbezogene Identitäten von türkischen Migranten der ersten Generation (vgl. ebd.). Sie findet dabei heraus, dass diese Gruppe flexibel auf sich verändernde Lebensumstände reagiert und sich aktiv mit ihrem Umfeld auseinandersetzt. Zudem setzen sich die befragten Männer in unterschiedlicher Weise zum Idealbild hegemonialer Männlichkeit ins Verhältnis, in dem sie dies entweder annehmen oder ablehnen. Dabei reflektieren sie auch die Rolle ihres eigenen Vaters. Insgesamt folgt die Konstruktion der familienbezogenen männlichen Identitäten der Abgrenzung zu den Männlichkeitsmodellen der Kindheit und der Abgrenzung zum deutschen Umfeld, das ihnen Eigenschaften zuschreibt, die sie nicht mit ihrem Selbstbild vereinbaren können (vgl. ebd., S. 439).

hand von Interviews mit Lehrkräften herkunfts- und geschlechtsbezogene Zuschreibungen im Alltag der gymnasialen Oberstufe (vgl. ebd., S. 16f.). Die gefundenen Konstruktionsprozesse bilden dabei eine soziale Struktur ab, die auf verschiedenen Ebenen gesellschaftlich-relevanter Institutionen verwoben ist. Damit kommt in den Bildern der Lehrkräfte von den türkischen Mädchen ein gesamtgesellschaftlicher Diskurs zum Ausdruck. Gleichzeitig folgt die Konstruktion des türkischen Mädchens im Gymnasium doch einer speziellen Schullogik: Leistungsprobleme der Schülerinnen werden vor allem auf deren Migrationshintergrund zurückgeführt (vgl. ebd., S. 265ff.).

30 Vgl. dazu Kap. 2.4.3.

Für (neuere) Studien aus dem deutschsprachigen Raum lässt sich zunächst die qualitative Arbeit von Huxel (2014) anführen, die sich, ausgehend von der defizitären Perspektive, mit männlichen Jugendlichen mit Migrationshintergrund aus sog. sozialen Brennpunkten mit ›Hauptschülern‹ beschäftigt und die intersektionale Verwobenheit von Ethnizität sowie Geschlecht in den Blick nimmt. Sie blickt dabei auf die »Präsentationen und von Zugehörigkeit junger Männer mit Migrationshintergrund und frag[t] danach, wie sie sich im Geflecht verschiedener Zugehörigkeit positionieren« (S. 12). Sie arbeitet heraus, wie Jungen mit Migrationshintergrund als ›Andere‹ markiert werden und von Ausgrenzungen und Rassismus sowie von strukturellen, wie diskursiven Benachteiligungen betroffen sind (vgl. ebd., S. 11ff.). Auch Leiprecht und Langerfeldt (2019) beschäftigen sich mit männlichen Jugendlichen mit Migrationshintergrund: Auch diese Studie basiert auf den generellen Beobachtungen, dass die Migrationsforschung Männlichkeit(en) bisher kaum explizit thematisiert und zugleich Jugendliche mit Migrationshintergrund in der Jugendforschung nur teilweise oder lückenhaft beforscht werden. Wenn diese Gruppe beforscht wird, werden meist männliche Jugendliche in den Blick genommen, die dann oftmals stigmatisierend, diskreditierend und pauschalisierend dargestellt werden (oder wie Tuider und Huxel (2010) es beschreiben: »Migrationshintergrund=gewaltbereit=religiös=fundamentalistisch« (ebd., S. 88)). Ausgehend von diesen Betrachtungen führen Leiprecht und Langerfeldt (2019) eine quantitative Befragung mit männlichen Jugendlichen mit Migrationshintergrund durch. Untersuchungsschwerpunkte bilden dabei die allgemeine Lebenslage und -situation, psycho-soziale Erfahrungen, die Selbsteinschätzung und die Vorstellungen zu Geschlechterrollenvorstellungen der Jugendlichen. Auch die Erfahrungen von Diskriminierung, eigene Anpassungserwartungen und das eigene Diversitätsbewusstsein werden erhoben. Wichtige Ergebnisse sind bspw., dass ca. die Hälfte der Befragten Alltagsdiskriminierungen erleben oder dass die Mehrheit Homosexualität und homosexuelle Menschen ablehnt (vgl. ebd., S. 11ff.). Eine prominente qualitative Untersuchung wird darüber hinaus von Scheibelhofer (2018) vorgelegt, der Männlichkeitskonstruktionen im Kontext von Migration und vielfältigen sozialen Ausschlüssen untersucht. Unter Einbezug unterschiedlicher Quellen und mit Fokus auf Österreich fragt er danach, »welche dominanten Bilder ›fremder Männlichkeit‹ sich hier finden und wie einige junge Männer mit sogenanntem Migrationshintergrund mit diesen umgehen« (ebd., S. 2). Die in der Studie interviewten Männer berichten alle von einer widersprüchlichen Dynamik, in der sie »gleichzeitig begehrt und abgewiesen« (ebd., S. 203) werden. Einerseits sind sie nicht Teil des ›nationalen Wir‹ und werden defizitär dargestellt, andererseits »produzieren dieselben Diskurse Sehnsüchte für den fremd-gemachten Mann, seine Virilität, seine Kontrolle über Frauen, seine Erzählungen aus einer exotisch-archaischen Parallelwelt« (ebd., H.i.O.). Über die Erfahrungen von Exklusion hinweggehend, dokumentiert die Studie auch (Bewältigungs-)Strategien der jungen

Männer im Umgang mit den von ihnen gezeichneten Bildern (vgl. ebd., S. 205). Die qualitative Arbeit von Huxel (2006) zählt zwar nicht zu den jüngeren Publikationen, stellt aber für die vorliegende Dissertation trotzdem einen wertvollen Bezugspunkt dar, da es Überschneidungen zwischen dieser und der vorliegenden Forschungsarbeit gibt. So führt Huxel, ebenfalls auf Basis biographischer Interviews eine Untersuchung von Männlichkeitskonstruktionen durch. Allerdings fragt sie dabei nach »der Bedeutung von Migration und anschließenden Kulturalisierungs- und Ethnisierungsprozessen für die Konstruktion und das Erleben von Männlichkeit« (ebd., S. 5), indem sie die Lebensgeschichte von zwei aus verschiedenen Ländern zugewanderten Männer erhebt und analysiert. In den Interviews zeigt sich, dass die Kategorie Migration die Biographien der Männer und deren Männlichkeitskonstruktionen stark beeinflussen. In beiden Lebensgeschichten wird eine Orientierung an hegemonialer Männlichkeit sichtbar, ohne dass dies explizit benannt wird. Als Folge von Migration berichten die Männer zudem von Ethnisierungsprozessen. Die damit einhergehenden Zuschreibungen werden durch das Narrativ der Migrationsgeschichte von den Interviewten reproduziert. So nehmen sie in Interaktionen mit Angehörigen der Dominanzgesellschaft wie »selbstverständlich die Position des ‚Anderen‘ [ein, JB]« (ebd., S. 96), erläutern ihre Migration und legen Rechenschaft darüber ab (vgl. ebd., S. 94ff.). In diesem Zusammenhang ist auch die Arbeit von Spies (2010) anzuführen: Sie beschäftigt sich mit der Frage, welchen Einfluss der gesellschaftliche Diskurs auf Jugendliche mit eigener oder familiärer Migrationsbiographie hat. Sie führt dazu narrativ-biographische Interviews mit Jugendlichen, die Migrationsbiographien haben und straffällig geworden sind (vgl. ebd., S. 10). Wie auch in der gerade angeführten Arbeit von Huxel (2006) fallen die Narrative über Männlichkeit im Gegensatz zu denen über Migration deutlich geringer aus. Die Jugendlichen weisen jedoch eine Orientierung an einem »möglicherweise derzeit dominanten Ideal von Männlichkeit [auf, JB]« (Spies 2010, S. 394), das sich durch eine Mischung aus körperlicher Stärke und dem Zeigen von emotionaler ›Schwäche‹ sowie der Orientierung am traditionellen Versorgermodell auszeichnet. In Bezug auf Migration sind strategische, spielerische oder ambivalente Strukturen des Umgangs zu verzeichnen. In der Adressierung als »Anderer, Türke oder Muslim« (ebd., S. 396) widersetzen sich die Männer der Diskursmacht und nutzen die Positionierungen lediglich strategisch, um z.B. zu erklären, wie und warum sie straffällig wurden (vgl. ebd., S. 394ff.). Es bleibt zu zeigen, wie die im Rahmen der vorliegenden Arbeit befragten Männer die Kategorien Geschlecht und Migration in ihren Narrativen relevant setzen und verknüpfen.

2.3.5 Zusammenfassung

Im Kapitel zu Männlichkeit(en) wurde sich aufgrund der Verortung in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechter- bzw. in der kritischen Männlichkeitenfor-

schung schwerpunktmaßig mit den theoretischen Konzepten der hegemonialen Männlichkeit und der männlichen Herrschaft beschäftigt. Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit (vgl. Carrigan et al. 1985; Connell 1987, 2015; Connell und Messerschmidt 2005) wurde in seinen Ursprüngen, Grundannahmen, seiner Kritik und Weiterentwicklung dargestellt. Danach erfolgte die Erläuterung des Konzeptes der männlichen Herrschaft im Zusammenhang mit der Darstellung der Habitus- und der Kapitaltheorie (vgl. Bourdieu 1997, 2005, 2011, 2013). Die Modelle können für die Rekonstruktion von Männlichkeitskonstruktionen in ihrer Kombination besonders fruchtbar gemacht werden. Insofern bilden sie in ihrer Synthese (vgl. Meuser und Scholz 2012) das theoretische Fundament und den Ausgangspunkt für die später folgende empirische Analyse. Hinsichtlich des Forschungsstands lässt sich festhalten, dass die erziehungswissenschaftliche Männlichkeitsforschung derzeit zu stagnieren scheint (vgl. Budde und Rieske 2020). Gleichzeitig wurde erarbeitet, dass es viele interdisziplinäre, internationale und nationale Studien zu Männlichkeit gibt, die Männlichkeitskonstruktionen ausgehend von den klassischen Forschungsbereichen untersuchen und sich (nach wie vor) in den meisten Fällen auf das Konzept der hegemonialen Männlichkeit stützen. Die meisten Forschungsarbeiten lassen sich zunehmend einer intersektionalen (seltener einer postkolonialen bzw. postmigrantischen Forschungsperspektive) zuordnen, da sie Männlichkeit zumeist in der Verschränkung mit weiteren Differenzkategorien betrachten (vgl. z.B. Gerdes et al. 2018; Halvorsen und Ljunggren 2021; Winter 2022). Demgegenüber wurde deutlich, dass sowohl die älteren, als auch die neueren Arbeiten aus der Schnittstelle von Geschlechter- und Migrationsforschung ein hohes Problembewusstsein für die stereotypisierende und defizitorientierte Forschung über männliche Migranten aufweisen, wenn sie diese nicht sogar zu ihrem eigenen Forschungsgegenstand machen (vgl. z.B. Huxel 2014; Scheibellofer 2018; Leiprecht und Langerfeldt 2019).

2.4 Vaterschaft

Um die Forschungsfrage nach dem ›Wie‹ der Konstruktion von Männlichkeit migrantisierter Väter beantworten zu können, muss sich im Weiteren dem sozialen Phänomen Vaterschaft³¹ angenähert werden. Zum Zusammenhang von Männlich-

³¹ Wenn im Folgenden von Vaterschaft gesprochen wird, wird sich aus forschungslogischen Gründen nur auf endo cis Männer und Väter bezogen, die zugleich die biologischen und sozialen Väter ihrer Kinder und heterosexuell mit der Kindsmutter verpartnernt sind. Mit endo cis wird ein Mann dann bezeichnet, wenn dessen Körper der eindeutig medizinischen Norm eines männlichen Körpers entspricht und er sich mit seinem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht identifiziert. Diese Merkmale bilden ebenfalls eine Homologie der befragten Väter aus der vorliegenden empirischen Untersuchung.

keit und Vaterschaft lässt sich mit Meuser (2009) pointiert konstatieren, dass das Idealbild der hegemonialen Männlichkeit eine heterosexuelle Orientierung voraussetzt, die »ihren sichtbaren Ausdruck in Eheschließung und Familiengründung findet« (ebd., S. 82). Doch geht hegemoniale Männlichkeit Hand in Hand mit (der Priorisierung) der Berufstätigkeit des Mannes. Noch zugespitzter lässt sich sagen, dass »[d]er Beruf und noch mehr der berufliche Erfolg [...] den Kern industriegesellschaftlicher Männlichkeit [ausmachen, JB]« (ebd.). Ein Ausleben von Vaterschaft im Sinne von Fathering, das über die Rolle des Ernährers hinausgeht, schränkt die »(unbegrenzte) Arbeitsmarktverfügbarkeit« (ebd., S. 86) demgegenüber ein (vgl. ebd.). Während Vaterschaft in ihrem Reproduktionsmoment also einerseits einen fundamentalen Bestandteil hegemonialer Männlichkeit darstellt, gilt innerfamiliales Engagement jenseits des Broterwerbs andererseits als Bedrohung des zentralen Bestandteils von Männlichkeit, der Berufstätigkeit des Vaters. Auch in Bezug auf die identitätsstiftende Funktion von Elternschaft lässt sich wieder mit Meuser (2009) darauf hinweisen, dass eine ver- und fürsorgende Vaterschaft keinen Zugewinn für Männlichkeit bedeutet: »Die Frau wird der Mutterrolle durch Mothering gerecht, ein Fathering ist als Bestandteil der Vaterrolle nicht vorgesehen. Vaterschaft manifestiert sich nicht in einem Engagement in der Familie, sondern für die Familie: in der Erfüllung der Ernährerrolle« (ebd., S. 83).

Während auf das Spannungsverhältnis von Vaterschaft und Männlichkeit später weiter eingegangen wird, soll nun zunächst beleuchtet werden, welche Problematik sich beim Sprechen und Forschen über Vaterschaft bereits hier abzeichnet. Der Diskurs über Vaterschaft lässt deutlich erkennen, dass die Begrifflichkeiten und Phänomene rund um ›den Vater‹ uneinheitlich definiert werden. Cyprian (2007) hält fest, dass Begriffe wie »Vaterschaft, Vaterrolle, Vaterbild, Väterlichkeit, Vatersein, Vateridentität« (ebd., S. 34) nicht expliziert werden, vielmehr scheinen sich in ihnen unhinterfragte Vorstellungen über die ›Wirklichkeit‹ niederzuschlagen. Dies stellt nicht zuletzt für die Forschung über Väter ein großes Problem dar (vgl. ebd.). Grundsätzlich kann im englischsprachigen Diskurs zwischen »*fatherhood, fathering and types of fathers*« (Adler und Lenz 2016, S. 6, H.i.O.) unterschieden werden. Dem Vorschlag von Coltrane (2004) folgend kann unter Fatherhood eine biologische und soziale Beziehung zwischen einem männlichen Elternteil und seinem Nachwuchs verstanden werden. Darunter fällt nach Coltrane auch, eine Frau zu schwängern und ein Kind zu zeugen³². Somit entsteht ein Verwandtschaftsverhältnis, das die intergenerationale Weitergabe von Vermögen und Autorität ermöglicht. Vaterschaft spiegelt ebenso Ideale über die Rechte, Pflichten und Aktivitäten von Männern in Familien und in der Gesellschaft wider, die in Religion, Politik, Recht und Kultur institutionalisiert sind und lässt sich auf andere soziale und symbolische Beziehungen

32 An dieser Stelle sei nochmals kritisch darauf hingewiesen, dass diese Definition einer biologischen und heteronormativen Logik folgt.

übertragen. Darüber hinaus lässt sich mit dem Konzept der sozialen Vaterschaft die Beziehung zwischen einem bestimmten Kind und einem bestimmten männlichen Erwachsenen (z.B. Vater oder Onkel) beschreiben, der dem Kind behilflich ist, seinen gesellschaftlichen Platz zu finden und einzunehmen (vgl. ebd., S. 225). Hobson und Morgan (2002) merken diesbezüglich an, dass es jedoch die biologischen Väter sind, die gesellschaftlich privilegiert sind. Vaterschaft im Sinne von Fatherhood weist darüber hinaus eine Analogie zur Relationalität der Kategorie Geschlecht auf: »If fathers are seen in relational terms to mothers and children and as elements of social structure, fatherhood can be seen as the cultural coding of men as fathers« (ebd., S. 10f.). Hier sind väterliche Rechte, Pflichten, Verantwortlichkeiten und Status sowie die Diskussion um ›gute‹ und ›schlechte‹ Vaterschaft angesprochen (vgl. ebd.). Schwieriger wird die begriffliche Präzision im Fall von Fathering, da diese Begrifflichkeit nicht nur nicht eindeutig übersetzt werden, sondern auch die formale Unterscheidung zwischen ›Sein und Tun‹ nicht klar getroffen werden kann:

»If the words »father« and »fatherhood« are well established in the English language and readily translate into other languages, the same cannot be said for the third term, »fathering«. The parallel terms are, clearly, »mothering« [...] or, possibly »parenting«. In formal terms, the distinction might seem to signify one between being and doing, between a status or identity and a set of practices. However, we want to suggest that fathering practices do not always require the actual co-presence of a child as when, for example, a father puts in a request for paternal leave« (Hobson & Morgan 2002, S. 11).

Adler und Lenz (2016) beschreiben Fathering demgegenüber treffend als »the direct parenting activities and practices that are carried out by fathers with children in the context of families and familial relationships« (ebd., S. 6). Schließlich sei mit Morgan (2002) angemerkt, dass Fathering vielmehr auf eine wachsende Pluralität von »fathering practices« (ebd. S. 278) verweist, als auf ein »unified normative model of fatherhood« (ebd.). Was also für Männlichkeit gilt, kann ebenso für Vaterschaft geltend gemacht werden: Es ist unzulässig und komplexitätsreduzierend, nur von vereinheitlichten Formen oder Ausprägungen von Vaterschaft auszugehen.

Für eine begriffliche Differenzierung im Deutschen lassen sich Hobson und Fah-lén (2011) heranziehen: Unterschieden wird hier zwischen Vaterschaft und Vatersein. Vaterschaft bezeichnet demnach die Definition von Männern als Vätern vor dem Gesetz. Der Begriff Vaterschaft beinhaltet alle Rechte und Pflichten eines Vaters, aber auch seine Verantwortung und darüber hinaus normativ-kulturelle Vorstellungen von Vätern. Vatersein bezeichnet auf der anderen Seite das, »was Väter als Eltern tun« (ebd., S. 111). Darunter wird gefasst, wie Väter ihr Fürsorgerecht geltend machen, also zum Beispiel durch den Umgang mit der Inanspruchnahme von Elternzeit. Vatersein wird durch einige Faktoren beeinflusst, so unter anderem

von der gesellschaftlichen und institutionellen Ausgestaltung von Vaterschaft (vgl. ebd.).

Die unterschiedlich konnotierten und unscharf definierten Begrifflichkeiten im Diskurs um Vaterschaft evozieren Schwierigkeiten in der historischen wie gegenwärtigen Rekonstruktion und Analyse von Vaterschaft. Mit Sheldon (2005), die die Diskussion um die Facetten von Vaterschaft noch um den Aspekt der Reproduktionstechnologie erweitert, lässt sich sogar von einer »fragmentation of fatherhood« (ebd., S. 527) sprechen. Die Zersplitterung in biologische und soziale Elternrollen ist dabei hochgradig vergeschlechtlicht: »While motherhood is legally firmly rooted in gestation, fatherhood is an altogether more complex and fragmented status« (ebd., S. 547). Eine der zentralen Fragen in dieser Debatte ist, ob »real fathering is about genetics or social parenting« (ebd., S. 546). Während Mutterschaft sich vergleichsweise simpel definieren lässt,³³ ist Vaterschaft in ihren verschiedenen Ausprägungen ein hochkomplexes Phänomen (vgl. ebd., S. 547).³⁴

Als übergreifendes und historisch wiederkehrendes Muster führt Gillis (2012) die Krise der Vaterschaft an (vgl. ebd., S. 85). Mit Bezug auf die von Connell beschriebene Transnational Business Masculinity³⁵ argumentiert er dafür, dass es zu einer ›Wiederbelebung‹ einer außerfamiliären Männlichkeit kommt. Diese kennzeichnet in der Vergangenheit militärische und religiöse Eliten, verschwindet in den ersten Phasen des Industriekapitalismus und kehrt nun in einer neuen, den Bedingungen des globalen Zeitalters angepassten Form, zurück (vgl. ebd., S. 94). Ähnlich plädiert Helfferich (2012) dafür, dass Familiengründung in der heutigen Zeit Männlichkeit nicht notwendigerweise konstituiert: »In late modernity offspring and a family do not exclusively constitute masculinity. But the underlying biographical dimension is still of relevance: Family and fatherhood are still related to »maturity«, which is contrasted by the concept of »youth«« (ebd., S. 147). Auffallend ist, dass das Krisen-narrativ an sich ein sich wiederholendes Narrativ zu sein scheint – nicht nur für Vaterschaft, sondern auch für Männlichkeit. Wie bereits gezeigt, entfaltet sich die aktuelle Krise von Männlichkeit vor allem entlang der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses und der Pluralisierung von Familienformen.³⁶ Doch auch gegenläufige Diskusbewegungen sind zu verzeichnen: Dies wird vor allem mit Blick auf das Konzept der sog. neuen Vaterschaft evident. Auch Helfferich (2012) räumt ein: »It can be said that age and fatherhood together constitute the status of a man who has reached a certain age« (ebd., S. 161, H.i.O.). Daher wird die historische Genese von

³³ Das gilt in einer heteronormativen Logik.

³⁴ Im Folgenden wird dementsprechend subsumierend von Vaterschaft gesprochen und auf die oben dargestellten begrifflichen Differenzierungen verzichtet.

³⁵ Vgl. dazu Kap. 2.3.1.

³⁶ Vgl. dazu Kap. 2.3.2.

Vaterschaft, die in der neuen Vaterschaft als aktuelles Vater- und Idealbild³⁷ mündet, als Nächstes dargelegt (2.4.1). Daran anschließend wird das Konzept der neuen Vaterschaft beleuchtet (2.4.2). Daraufhin erfolgt die Aufarbeitung des Forschungsstandes zu Vaterschaft abermals insbesondere in der Verschränkung mit Migration(shintergrund) (2.4.3). Zuletzt werden die wesentlichen Erkenntnisse des zweiten grundlegenden Bausteins der Vaterschaft zusammengefasst (2.4.4).

2.4.1 Vom Pater Familias zum neuen Vater

Wie das vorangegangene Kapitel bereits zeigt, lässt sich für die Rekonstruktion des Phänomens Vaterschaft aus historischer Perspektive kein spezifischer Ausgangspunkt festmachen. Dennoch wird dieser oft an der Figur des Pater Familias ausgemacht, der als das ursprünglichste Vaterbild gelten kann. Dieser steht der Familie vor, deren Mitglieder nicht zwangsläufig in einem verwandtschaftlichen Verhältnis stehen. Vielmehr bilden alle der Familie zugehörigen Personen das sog. ganze Haus. Darunter wird eine Produktionsgemeinschaft verstanden, deren Mitglieder sich bspw. auch aus Knechten, Mägden und Tagelöhnern rekrutieren (vgl. Lange et al. 2008, S. 1). Andere Veröffentlichungen wählen denselben zeitlichen Beginn, um die darauffolgenden Epochen teilweise stark zu raffen und die Entwicklung von Vaterschaft ab dem 18. Jahrhundert detaillierter darzustellen. Auffällig ist zudem die zumeist eurozentristische Perspektive auf Entwicklungslinien weißer, europäischer oder US-amerikanischer Vaterschaft, die in den meisten Fällen unhinterfragt bleibt, bzw. wenn überhaupt, nur oberflächlich reflektiert wird. Zudem wird die Verknüpfung von Vaterschaft mit verschiedenen Differenzkategorien, wie z.B. soziale Herkunft bzw. Klasse, in der Regel ausgeblendet bzw. bleibt unerwähnt (vgl. z.B. Canitz 1982; Fthenakis 1999; Rebstock 1993; Mühling und Rost 2007). Damit lassen sich die Ergebnisse nicht zwingend auf andere Länder übertragen oder sind kaum generalisierbar. Zudem wird der Fokus historischer Forschung zumeist auf Menschen aus der »white middle class or upper class« (LaRossa 2012, S. 54) gelegt, da Materialien und Dokumente zu diesen Gruppen oft leichter zugänglich sind. Nicht zuletzt wird kritisiert, dass die meiste historische Väterforschung zwar in die Breite, jedoch nicht ausreichend in die Tiefe geht (vgl. ebd., S. 55). Krome (1995) kritisiert darüber hinaus zurecht, dass historische Analysen von Vaterschaft sich lediglich auf die Beschreibung von »guter« und »schlechter« Vaterschaft in der jeweiligen Epoche beziehen und die tatsächlich gelebte Vater-Kind-Beziehung unberücksichtigt bleibt (vgl. ebd., S. 171). Um dem entgegenzuwirken, wird nachfolgend versucht, die Aufarbeitung der historischen Entwicklung von Vaterschaft zuerst aus einer globalen Makroperspektive zu leisten. Später wird mikroperspektivisch auf die spezifisch deutsche Entwicklung eingegangen, da diese die heutige Situation von Vätern in Deutschland

³⁷ Vgl. dazu auch: Abel und Abel 2009, S. 233ff.; vgl. kritisch dazu: Kudera 2002, S. 151ff.

nach wie vor beeinflusst und nicht zuletzt das Aufkommen der sog. neuen Väter bedingt, auf die anschließend genauer eingegangen wird.

Die Entwicklung von Vaterschaft in westlichen Gesellschaften aus einer Makroperspektive

Globale(re) Zugänge zur Genese von Vaterschaft können zum Beispiel über die Produktionsverhältnisse in der Familie bzw. die Versorgerfunktion des Vaters oder über Krisen der Vaterschaft respektive des Patriarchats, die durch politische Veränderungen und wirtschaftliche Inventionen ausgelöst wurden, gewählt werden. Coontz (2012) wählt ihren breiten Zugang zur Entwicklung von Vaterschaft über die Produktionsverhältnisse in der Familie. So räumt sie mit dem sich bis heute hartnäckig haltenden Mythos der »male breadwinner family« (ebd., S. 33) auf, der diese als die ursprünglichste Form von Familie proklamiert:

»For thousands of years, work and family life were organized on the assumption that both men and women needed to provide for the family materially and that both were responsible for weaving bonds of emotional and practical support with other families and between family members. Through most of history, workers didn't »balance« work and family but instead combined them. Men and women worked together on farms and in household enterprises where the rhythms of labor had to take into account the rhythms of birth, illness, death and neighborly obligations« (ebd., S. 34).

Familien- und Erwerbsarbeit sind also entgegen landläufigen Überzeugungen bereits über tausende Jahre eng miteinander verwoben und nicht geschlechtsspezifisch getrennt. Vielmehr lässt sich eine Differenzierung nach Stand oder Klasse beobachten: Der Alltag von Männern unterschiedlicher Stände und Klassen ist dementsprechend von unterschiedlichen Verpflichtungen und Tätigkeiten geprägt. Generell wird nicht von Männern erwartet, dass diese ihre Familie selbst und ohne Unterstützung versorgen. Gleichzeitig wird nicht von Frauen erwartet, dass diese sich ausschließlich um (ihre eigenen) Kinder kümmern. Ältere Geschwister oder ärmer Nachbar:innen, die im Haushalt bzw. im »ganzen Haus« angestellt sind, sind oftmals für die Kinderbetreuung der wohlhabenden Gesellschaftsmitglieder zuständig. Damit einhergehend haben sowohl Männer als auch Frauen an den »acts of socializing« (ebd., S. 34) und gegenseitiger Hilfe teil, die komplexe und reziproke Hilfesysteme mit anderen Haushalten bilden. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Männer und Frauen in der Vergangenheit gleichberechtigt waren. Während des größten Teils der Geschichte ist männliche Dominanz die Regel. Mit der Entstehung einer mobileren Arbeiter:innenschaft und eines breiteren Marktes verändern sich diese Muster langsam. Haushalte lösen sich nach und nach aus der ökonomischen Abhängigkeit von der Nachbar:innenschaft. Auch innerhalb von Familien kommt es zu einer Ausdiffe-

renzierung traditioneller Aufgaben. Mit der zunehmenden Trennung zwischen der Erwerbsarbeit des Mannes und der Hausarbeit der Frau wächst auch das Gefühl, dass Männer und Frauen in unterschiedlichen Sphären leben. So entfremden sich Männer von häuslichen Abläufen und Frauen von wirtschaftlichen. Damit wird ein folgenreicher Wandel eingeleitet: »This was the beginning of the male breadwinner/female homemaker divide« (ebd.). Für die Zeitspanne zwischen 1780 und 1840 lässt sich für Gesamteuropa ein Wandel vom »housekeeping to homemaking« (ebd., S. 35) diagnostizieren, wobei das Konzept des Housekeeping, also die von Frauen geleistete Arbeit, als ein fundamentaler Beitrag zum ökonomischen Überleben der Familie anerkannt wird. Homemaking hingegen wird als ein Akt der Liebe und nicht der Versorgung der Familie gesehen (vgl. Coontz 2012, S. 33ff.).

Wichtig ist es, sich an dieser Stelle ins Gedächtnis zu rufen, dass die wachsende Spezialisierung zwischen Aktivitäten und Orten von (Ehe-)Männern und -Frauen in einer vorübergehenden Phase der Geschichte der Marktwirtschaft entsteht. Diese Übergangsphase ist dadurch gekennzeichnet, dass Haushalte nicht mehr ausschließlich mit ihren eigenen Erzeugnissen auskommen. Gleichzeitig gibt es noch keine massenproduzierte Ware zu kaufen. Somit entsteht eine neue Aufgabenteilung: Um von der Familie benötigte Gegenstände und Produkte kaufen zu können, ist eine Person dafür zuständig, Geld zu verdienen, während eine andere Person die gekauften Waren zuhause zur späteren Nutzung weiterverarbeitet. Nach der bestehenden gesetzlichen und politischen Ordnung sowie religiösen Traditionen der patriarchalen Dominanz wird die außerhäusliche Arbeit den (Ehe-)Männern sowie Jugendlichen beider Geschlechter zugewiesen. (Ehe-)Frauen hingegen wird die alleinige Verantwortung für die Hausangelegenheiten zugeteilt, die sie sich vormals mit ihren Männern geteilt oder an ältere Kinder und Auszubildende delegiert haben. Viele Frauen ergänzen ihre Arbeit im Haushalt mit einkommensgenerierenden Arbeiten wie z.B. Näharbeiten, die sie zuhause erledigen können. Die oftmals mühsame Arbeit wird zunehmend als zweitrangig zu der »echten« Arbeit der (Ehe-)Männer gesehen. Die Rollen der (Ehe-)Frauen werden nun im Hinblick auf ihre Haushalts- und Sorgetätigkeiten beschrieben und ihr wirtschaftlicher Beitrag damit abgewertet. Familiale Fürsorge(-Arbeit) gewinnt hingegen eine neue sentimentale Aufwertung. Damit einhergehend stellt sich bei Frauen zwar ein Gefühl moralischer Überlegenheit durch den Status als Mutter und Ehefrau ein, dafür verlieren sie aber ihr vormaliges Selbstbewusstsein als wirtschaftliche und familiäre (Mit-)Versorgerinnen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wird die unbezahlte Hausarbeit für Frauen aus der Mittelschicht körperlich erleichtert, da die Ausbreitung von Marktbeziehungen, Handel und Industrialisierung zu Verbesserungen in der Haushaltstechnik und zur Entstehung neuer Konsumgüter führt. Ebendiese Veränderungen erzeugen zudem eine wachsende Gruppe von Menschen, die als Arbeiter:innen in Fabriken oder in den Haushalten anderer Menschen arbeiten. Diese beiden Trends entlasten die Hausfrauen der Mittelschicht zunehmend, sodass

sie mehr Zeit für die Kinderbetreuung und die Gestaltung des Heims aufwenden können (vgl. ebd., S. 35f.). Deutlich zeigt sich in diesem Zugang zur Entwicklung der Vaterrolle, dass diese untrennbar mit wirtschaftlichen Entwicklungen und der Klassen- bzw. Schichtzugehörigkeit der jeweiligen Individuen bzw. Familien verwoben ist und sich zudem in Abhängigkeit zur Entwicklung der Mutterrolle gestaltet.

Die Entwicklung von Vaterschaft in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert

Nach diesen allgemeinen Ausführungen zur Entwicklung von Vaterschaft soll es im Folgenden um die spezifisch deutsche Situation seit dem 19. Jahrhundert gehen, da sich nachfolgend mit Männlichkeitskonstruktionen und Vaterschaftskonzepten von Männern in Deutschland beschäftigt wird. Um das Jahr 1800 ist das Gebiet des Deutschen Reichs wesentlich durch Landwirtschaft gekennzeichnet. Ein Großteil der Bevölkerung, etwa zwei Drittel, leben auf dem Land. Damit ist die Abhängigkeit von klimatischen Bedingungen und einer ertragreichen Landwirtschaft enorm. Ab 1840 beginnt die erste Phase der nachhaltigen Industrialisierung, in der vor allem Großbetriebe entstehen und die Bevölkerung rapide wächst. Die frühe Industrialisierung bildet einerseits die Basis für die Versorgung der stetig wachsenden Bevölkerung, andererseits wird sie »mit erheblichen sozialen Einbrüchen erkauft« (Lenzen 1991, S. 199). Erst zur Mitte des Jahrhunderts beginnen sich sozial positive Auswirkungen der ökonomischen Entwicklungen zu zeigen. Durch die geographische und berufliche Neuorientierung des Großteils der Bevölkerung wird die bestehende soziale Ordnung jedoch nachhaltig verändert. Ab 1850 bildet der neue gesellschaftliche Stand des Proletariats ca. die Hälfte der Gesamtbevölkerung. So kann mit Lenzen resümiert werden: »Dieser ökonomische und soziale Riß durch die Bevölkerung trennte auch die Konzeptionierung von Familie, Kindheit, Jugend und Elternschaft« (ebd., S. 199). Damit stehen sich verschiedene soziale Wirklichkeiten gegenüber: So existieren Familien, in denen sich das Familienleben um die Erziehung und das Aufwachsen der Kinder dreht. Demgegenüber steht die (Familien-)Realität, in der Kinder so lange eine Last darstellen, bis sie zum ökonomischen Reproduktionsprozess der Familie beitragen können. Hier zeigt sich erneut die hohe Relevanz der Klassen- bzw. Schichtzugehörigkeit: »In der Schicht der Beamten, der Akademiker, der bürgerlichen Intelligenz und sukzessive auch des Adels, der sich in den bildungsbürgerlichen Vorstellungen anzupassen sucht, begegnen wir der ›intimisierten Privat-Familie‹ (ebd., S. 200). In Bezug auf die innerfamiliale Rollenverteilung in ebendieser lässt sich konstatieren, dass der Vater in der Familie für die »Alimentation und die soziale Allokation« (ebd.), also für die Sicherung des Lebensunterhalts und die Verteilung von Ressourcen zuständig ist. Die innerfamiliale Organisation fällt der Mutter zu. Ihr Erziehungsverhalten ist von liebevoller Zuwendung gekennzeichnet. Damit steht die ›intimisierte Privatfamilie‹ in der Tradition des ganzen

Hauses.³⁸ Demgegenüber stehen die kleinen Bauern, Handwerker und das Industrieproletariat, die mehr als alles andere eine »Arbeits- und Produktionsgemeinschaft dar[stellen], JB], in der das Familienleben keine tragende Rolle spielt« (ebd., S. 201). Die Kinder wachsen so früh wie möglich auf der Straße und in Kindergruppen auf, sodass Mütter zum Familienunterhalt beitragen können. Bis 1839 bzw. 1854, als in zwei Schritten die Kinderarbeit zuerst von neun- und dann von zwölfjährigen Kindern verboten wird, müssen die Kinder ebenfalls zum Familienunterhalt beitragen. Die Ehe zwischen proletarischen Männern und Frauen ist von Sachzwängen gekennzeichnet. Der Vater ist, vergleichbar mit dem Vater aus den bürgerlichen Familien, für die Alimentation zuständig, verrichtet aber auch körperliche Schwerstarbeit. Dies gilt jedoch ebenso – und dies steht in starkem Kontrast zu den bürgerlichen Familien – für die Mütter. Die Position des Vaters in der Familie lässt sich als autoritär beschreiben. Als Konsequenz der fehlenden Sorgearbeit durch Mütter und Väter werden zahlreiche Kinderbewahranstalten gegründet, in der die Kinder vor Verwahrlosung geschützt werden sollen. Diese öffentlichen Einrichtungen sollten einen Familienersatz darstellen und das System stabilisieren, da hier nicht nur die Kinder erzogen, sondern auch die Eltern kontrolliert werden konnten. Auch durch die allgemeine Schulpflicht sollte dem (bürgerlichen wie proletarischen) Vater eine besser kontrollierbare Instanz entgegengesetzt werden. Insgesamt ist für diese Entwicklungen und die Rolle des Vaters festzuhalten, dass insbesondere der proletarische Vater seine Funktionen an familienersetzende Erziehungsinstitutionen und sozialpädagogische Einrichtungen verliert, während im Bürgertum Elemente des Vaterkonzepts an die Mutter übergeben werden (vgl. ebd., S. 198ff.).

Zoomt man nun wieder auf die Makroebene, lässt sich zusammenfassend sagen, dass das Familienideal, das auf einem männlichen Ernährer und einer weiblichen Hausfrau basiert, sich erst im späten 18. und 19. Jahrhundert und damit viel später als oftmals vermutet entwickelt. Als Familienform, die von den meisten Menschen tatsächlich gelebt wird, ist die männliche Ernährerfamilie sogar noch jünger. Das Modell der Ehe mit einem Mann als Ernährer bleibt im 19. Jahrhundert für die meisten Familien unerreichbar (vgl. Coontz 2012, S. 37).

Die Entwicklung von Vaterschaft in Deutschland seit dem 20. Jahrhundert

Ab dem 20. Jahrhundert lässt sich eine »Beschleunigung der Geschichte« (Lenzen 1991, S. 219) konstatieren, die – mit Blick auf die spezifische Situation in Deutschland – von verschiedenen historischen Ereignissen geprägt ist, die sich nicht zuletzt auf die Entwicklung der Vaterrolle auswirken. Lenzen führt fünf Meilensteine dieses Zeitabschnitts an, denen hier gefolgt wird. Für die Zeit von 1890 bis zum Ende

38 Großbauern, Landadel und das handel- bzw. gewerbetreibende Bürgertum leben bis ins 20. Jahrhundert hinein im ganzen Haus. Dementsprechend fällt dieser Typus aus der Gegenüberstellung der bürgerlichen und proletarischen Wirklichkeit heraus (vgl. Lenzen 1991, S. 201).

des Ersten Weltkriegs 1918 lässt sich ein »rapide[r, JB] Verfall der Bedeutung und Autorität des Vaters« (ebd.) beobachten. Dieser Prozess wird durch die Entlassung Bismarcks eingeleitet und durch die Wilhelminische Ära befeuert. Gilt Bismarck als Repräsentant einer bürgerlichen Vaterfigur, zeichnet sich Wilhelm II. durch seinen übermäßigen Drang nach Selbstdarstellung aus. Die Innen- und Außenpolitik des Deutschen Reiches sind gekennzeichnet von einem Hin und Her zwischen verschiedenen Extremen und damit von großer Instabilität. Ihren Höhepunkt finden die Aktionen Wilhelms in der »zackige[n, JB], unreflektierte[n, JB], hektische[n, JB], aber eben Autorität simulierende[n, JB] Ultimativpolitik im Anschluß an das Ereignis der Ermordung des österreichischen Thronfolgers [1914, JB]« (ebd., S. 220), die mitverantwortlich für den Ausbruch des ersten Weltkriegs zeichnet. Für den Zeitraum zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Machtübernahme durch Hitler lässt sich demgegenüber auf die Prägung durch die Reformpädagogik und den Fokus auf die Jugend verweisen. So bezeichnet Lenzen die bündnische Jugendbewegung als »Kristallisationspunkt einer Erneuerungsbewegung« (ebd., S. 229), die aber bereits vor dem Ersten Weltkrieg entsteht. In der Partizipation an der Jugendbewegung besteht für die Jugend eine Strategie, die mit dem Ersten Weltkrieg einhergehende Vaterlosigkeit sowie die »moralische Kreditunwürdigkeit« (ebd.) der überlebenden Vätern zu kompensieren. Lenzen sieht in der bündnischen Jugendbewegung den Nährboden für das später so »verhängnisvolle[] Führerprinzip[]« (ebd., S. 230). Die Hoffnungen der Jugendlichen und damit die Bedeutung der Bewegung liegen vor allem in ihrem ideologischen Charakter, der mitunter durch reformpädagogische Ideen geprägt ist. Die Pädagogisierung als Schlüssel zur Verbesserung gesellschaftlicher Verhältnisse mit der besonderen Hoffnung auf die Jugend setzt sich durch. Dies geht allerdings auch mit einer Polarisierung einher, die sich als politisch rechts bzw. links orientiert beschreiben lässt. Entgegen der politischen Linken spricht sich die politische Rechte schon vor dem Ersten Weltkrieg für staatliche Eingriffe in die Familie aus. Während zwar einerseits die Durchsetzung des Zwangskindergartens für alle scheitert, beginnt der Staat andererseits, z.B. mit Zwangserziehungsmaßnahmen gravierend in von der Norm abweichende Familienverhältnisse einzugreifen. Der Pädagogik der Weimarer Zeit lässt sich zusammenfassend eher ein wissenschaftlicher und ideologischer Zugang zum Vatersatz als eine »tatsächlich durchgesetzte Erziehungswirklichkeit« (ebd., S. 234) attestieren. Dies ändert sich mit dem Übergang in die Naziherrschaft während des Dritten Reichs, in dem der »Hitler-Faschismus als ein Höhepunkt der Entfaltung von Ersatzvaterschaft im Führerprinzip gesehen werden [kann, JB]« (ebd., S. 219). Dennoch ist das Führerprinzip keine Erfahrung des Hitlerfaschismus. Vielmehr wird die »Erziehung zum Untertanen« (ebd., S. 234) bereits im 19. Jahrhundert angelegt. Jetzt wird die pädagogische Bewegung jedoch mit den autoritären Grundtendenzen der Diktatur verknüpft. Es kann für diese Epoche festgehalten werden, dass

»[d]as Führerprinzip mit seiner Hierarchie verschiedener Führer und Unterführer als die Durchsetzung einer Ersatzvaterschaft gewertet werden [kann, JB]. Denn eines darf nicht übersehen werden: Auch die Hitlerjugend repräsentierte eine organisierte Jugend in Auflehnung gegen ihre Väter« (ebd.).

Das autoritäre, väterliche Erziehungsverhalten wird als eine der Ursachen für die Entstehung und Aufrechterhaltung der NS-Diktatur angeführt. Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ist die Familienwirklichkeit durch Vaterlosigkeit geprägt. Väter sind im Krieg gefallen, befinden sich in Kriegsgefangenschaft oder beteiligen sich am Wiederaufbau (vgl. ebd., S. 219ff.). »Durch diese historischen Verhältnisse ist nach dem Krieg neben dem Staat ein zweiter Ersatzvater erneut auf den Plan getreten: Die Mutter. Sie ist die tüchtige Organisatorin der – häufig nur noch – Teifamilie in den 50er und frühen 60er Jahren, ist die einzige Erzieherin« (ebd., S. 237).

Mit Blick auf die Entwicklung der Vaterrolle im Zusammenhang mit der NS-Zeit und ihren Folgen lohnt es sich nochmals tiefer auf die Situation nach dem Zweiten Weltkrieg einzugehen. Die Konsequenzen dieser Zeit sind von großer Tragweite für die Entwicklung von Geschlechterrollen und Vaterbildern in den nach dem Ende des Krieges entstehenden beiden deutschen Staaten. Als Ausgangspunkt hält Ostner (2002) fest: »Fatherhood and fathers are imprinted in the German landscape, in the collective memory of the Nazi past. Yet there has been remarkably little discussion of contemporary fatherhood or fathering, or debates concerning new roles for fathers« (ebd., S. 150). Die »legacies of fatherhood from Nazism« (ebd.) stellen, so Ostner, neben den unterschiedlichen Sozialpolitiken der beiden Staaten, die Hauptgründe für die mangelnde Auseinandersetzung über die Transformation von Männern in »responsible dads« (ebd.) dar – sowohl in der BRD als auch in der DDR. Die Vertreter:innen der Kritischen Theorie bringen zudem das Konzept der ›Autoritären Persönlichkeit‹ (vgl. Adorno et al. 1950), das die Zustimmung der deutschen Bevölkerung zur Naziherrschaft erklären kann, mit der Unfähigkeit von Männern als Väter und Ehemänner in Verbindung. Die Ausdehnung des Markts und Kommodifizierung von Arbeit führen darüber hinaus zur Erosion des gesellschaftlichen Status von Männern und ihrer Autorität in der Familie. Damit werden männliche Identitätsentwürfe massiv gefährdet. Auch der anhaltende Demokratisierungsprozess in Westdeutschland wird unter Bezugnahme auf Habermas (1969) von Ostner (2002) als Argument ins Feld geführt, der unter anderem von Studierenden aus der ›vaterlosen Generation‹ befördert wird. Doch mit der '68er-Bewegung werden die Verbrechen der Nazis aufgegriffen und die Väter mit ihren Taten und ihrer Beteiligung konfrontiert. Im wiedervereinigten Deutschland werden in Debatten um Vaterschaft und das Konzept der ›Autoritären Persönlichkeit‹ der autoritäre sozialistische Staat und seine sozialistischen Kinderbetreuungseinrichtungen für das Erstarren rechter Parteien und rassistische Übergriffe durch Jugendliche in Ostdeutschland verantwortlich gemacht. Es lassen sich jedoch keine Unterschiede zwischen

rechtsextremen Einstellungen von Jugendlichen in Ost- und Westdeutschland ausmachen. So resümiert Ostner (2002):

»As these debates reveal, fatherlessness is a symbolic configuration, bound up with discourses of the sins of fathers and forefathers. Real fathers and their fathering, their attitudes toward their families and their practices, do not have the same visibility. The ambivalence toward fatherhood and fathers has inhibited research that would have laid the base for policy debates in a search for a new role for fathers after unification« (ebd., S. 152).

Damit wurde die Forschung durch die konstatierte Vaterlosigkeit und damit auch die politische Debatte über die Weiterentwicklung der Vaterrolle gehemmt.

Nach dem zweiten Krieg unterscheiden sich die zwei deutschen Staaten, wie angesprochen, auch hinsichtlich ihrer spezifischen Wohlfahrts- und Familienpolitiken:

»[T]he Western model privileged husbands and husband-fathers, not fathers. The socialist model focused on children and child-related politics that aimed at helping mothers to combine child care and paid work and thereby also to participate fully in the building of a socialist society« (ebd.).

Damit werden Väter in beiden Fällen benachteiligt. In Westdeutschland sind es vor allem die unverheirateten Väter, die unter der sozialpolitischen Situation leiden. Aber auch die verheirateten Väter als Ernährer haben wenig Spielraum im Ausleben ihrer Vaterrolle. In Ostdeutschland werden die verheirateten, geschiedenen und ledigen Väter beim Ausleben ihres Fathering vom Staat verdrängt. Weiter noch verstärkt die politische Situation mit ihrer starken Betonung der Ehe und familiären Pflichten in Westdeutschland die Abhängigkeit von Frauen von ihrem Ehemann und dessen Versorgungsleistungen. In Ostdeutschland wird Emanzipation mit Erwerbstätigkeit gleichgesetzt und von Müttern erwartet, dass sie erwerbstätig sind und gleichzeitig die anfallende Sorgearbeit verrichten (vgl. ebd., S. 152ff.).³⁹ Durch Demokratisierungsprozesse und Bestrebungen zur Gleichberechtigung von

39 Die Teilung Deutschlands mit ihren unterschiedlichen politischen Systemen hat nicht nur Auswirkungen auf die Vaterrolle, sondern auch auf die vorherrschenden Idealbilder von Männlichkeit. Brandes (2007) stellt für beide Teile Deutschlands eine unterschiedliche Ausprägung hegemonialer Männlichkeit fest: »The hegemonic masculinity in West Germany can be described as a pattern oriented on the lifestyle and aesthetic standard of modern middle classes and transnational entrepreneurship, while the hegemonic masculinity in the former GDR is shaped through a proletarian-petty bourgeois lifestyle and taste« (ebd., S. 192). Die Ausprägung hegemonialer Männlichkeit der DDR weicht nach der Wiedervereinigung jedoch dem westdeutschen Idealbild (vgl. ebd., S. 192f.; vgl. dazu auch: Scholz 2012, S. 69ff.).

Frauen und Männern sowie durch die wirtschaftliche Notwendigkeit der verstärkten Beteiligung von Frauen an Erwerbsarbeit und sinkende Kinderzahlen wird die männliche Hegemonie zunehmend in Frage gestellt. Viele Frauen bestimmen ihre Geschlechterrollen neu und erwarten dies auch von (ihren) Männern. Somit treten die ›neuen Männer‹ bzw. mit Blick auf die Gleichbehandlung elterlicher Sorge nach Trennung und Scheidung sowie die gerechtere Verteilung von Sorgearbeit als die sog. neuen Väter auf den Plan, auf die im nachfolgenden Kapitel gesondert eingegangen wird (vgl. Oberndorfer und Rost 2005, S. 53).

Insgesamt kann also für die historische Genese von Vaterschaft konstatiert werden, dass diese keiner übergeordneten Richtung folgt. Die Rolle des Vaters entwickelt sich nicht eindeutig und geradlinig. Zu keinem Zeitpunkt in der Geschichte gibt es eine exakt definierte oder unveränderliche Vaterrolle. Vielmehr war und ist diese immer schon verschränkt mit der sozialen und ›ethnischen Herkunft‹, der Religionszugehörigkeit und anderen Differenzkategorien, die in einer hohen Pluralität von Vaterrollen resultieren (vgl. Fthenakis 2006, S. 10f.).

2.4.2 Der neue Vater als dominantes Leitbild

Was für Vaterschaft im Allgemeinen gilt, gilt auch für die sog. neue Vaterschaft im Besonderen. Obgleich dieses Konzept bereits seit den 1980er Jahren vielfach rezipiert und reflektiert wird (vgl. Meuser 2005b, S. 97), findet sich keine einheitliche Begriffsklärung oder Definition. Bezeichnungen und Typologien wie ›aktive Vaterschaft‹, ›involvierte Vaterschaft‹, ›engagierte Vaterschaft‹ oder eben ›neue Vaterschaft‹ werden oftmals quasi synonym, jedenfalls wenig trennscharf voneinander benutzt (vgl. z.B. Gumbinger und Bambeey 2009, S. 197ff.). Für eine erste Annäherung an das Konzept von neuer Vaterschaft ist es daher zunächst sinnig, die verschiedenen Diskussionsebenen voneinander zu trennen, die im Diskurs über neue Vaterschaft häufig miteinander vermischt werden. In Diskussionen über die tatsächliche Existenz oder die gelebte Quantität von neuer Vaterschaft werden die Ebene der »*faktisch geltenden Vaterrolle*« (Burkart 2007, S. 84, H.i.O.) und die Ebene der »*Leitbilder, Ideale und Ideologien*« (ebd., H.i.O.) oftmals gleichgesetzt. Erstere bezeichnet soziale Erwartungen, die von dem näheren sozialen Umfeld an den Vater herangetragen werden. Zweitere beinhaltet demgegenüber Vaterbilder, die in öffentlichen Diskursen entwickelt werden und Veränderungen aufweisen (vgl. ebd.). Vaterbilder, so Matzner (2015), spiegeln wider, »wie innerhalb einer bestimmten Epoche und Kultur über Väter und über Vaterschaft gedacht, gesprochen und geschrieben wurde bzw. wird« (ebd., o.S.). Sie beinhalten Stereotype darüber, wie Männer handeln, denken und fühlen sollen. Entscheidend ist, dass sich durch die Vaterbilder nicht zwingend das tatsächliche Handeln von Vätern zeigt. Als Leitbild

kann es aber durchaus großen Einfluss auf das Verhalten von Müttern und Vätern nehmen (vgl. ebd.).⁴⁰

Offenbar befinden sich beide Ebenen in einem seit den 1980er Jahren sich vollziehenden, anhaltenden Wandel, der neue Vaterschaft im öffentlichen sowie im privaten Bereich mehr und mehr als erstrebenswertes (Lebens-)Ziel postuliert. Daraus folgt aber nicht zwingend, dass sich dieser Wandel auch in Bezug auf die individuellen Praktiken (als dritte Ebene) vollzieht (vgl. Burkart 2007, S. 84ff.): Zwischen den Einstellungen und den Handlungen von Vätern besteht eine beachtliche Diskrepanz, die im weiteren Verlauf thematisiert wird. Mit Kassner (2008) kann festgehalten werden, dass sich im Hinblick auf neue Vaterschaft und neue Väter immer wieder die grundlegende Frage stellt, worin das ausgewiesene neue Element der Vaterschaft besteht (vgl. ebd., S. 143). Zunächst verweist die Bezeichnung ›neu‹ auf die Abgrenzung zu einem ›alten‹ Konzept von Vaterschaft (vgl. Abel und Abel 2009, S. 235), das ein traditionelles Rollenverständnis mit dem Fokus auf die Funktion des Versorgers und Ernährers impliziert (vgl. Bertram 2011, S. 124ff.). Um das Alleinstellungsmerkmal neuer Vaterschaft zu verdeutlichen, kann eine Trennlinie zwischen den Konzepten der aktiven und der neuen Vaterschaft markiert werden: Aktive Vaterschaft repräsentiert eine »partnerschaftliche und zugleich dem Kind zugewandte Haltung« (Kassner 2008, S. 144), neue Väter hingegen leben darüber hinaus in ihren Familien veränderte Formen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und zeigen die Bereitschaft, ihre Berufstätigkeit in zeitlicher Hinsicht auf familiäre Bedürfnisse zu »überprüfen« (ebd.). Zudem bewerten neue Väter die eigenständige Beziehung zu ihren Kindern und die »besondere Qualität ihrer Paarbeziehung« (ebd., S. 145) als den größten Gewinn (vgl. ebd.). Meuser (2005b) definiert ›neue Vaterschaft‹ noch konkreter: Der neue Vater

»beteiligt sich an allen elterlichen Aktivitäten, soweit ihm nicht biologische Grenzen gesetzt sind. Er spielt nicht nur mit den Kindern, sondern wechselt auch die Windeln, bereitet die Mahlzeiten zu und füttert das Baby. Seine Anwesenheit bei der Geburt ist eine Selbstverständlichkeit. Er tut dies alles unabhängig davon, ob es sich bei dem Kind um einen Sohn oder eine Tochter handelt« (ebd., S. 97).

Diese Definition soll als Beitrag von Männern »zur Verwirklichung eines egalitären Arrangements der geschlechtlichen Arbeitsteilung verstanden [werden, JB]« (ebd.). In der Definition Meusers zeichnet sich expliziter als in derjenigen Kassners ab, was im Diskurs um neue Vaterschaft möglicherweise (mit)gemeint, aber nicht ausdrücklich formuliert wurde: Eine echte geschlechtliche Arbeitsteilung im Privaten beinhaltet Facetten von Care-Arbeit, die jenseits der konkreten Arbeit ›am‹ Kind liegen – nicht nur geht es um das Wechseln der Windeln oder Füttern des Kindes. Es

40 Vgl. ausführlich zu Vaterleitbildern: Lück 2015, S. 227ff.

ist vor allem die sog. Mental Load, die unsichtbare Care-Arbeit, die zur massiven Schieflage in der Aufteilung von Sorgearbeit zwischen Männern und Frauen führt. Insofern kann nicht über neue Vaterschaft geforscht werden, ohne sich mit dem Zusammenhang mit Care(-Arbeit) und deren fundamentaler Strukturierung durch die Kategorie Geschlecht zu beschäftigen. Hochschild und Machung (1990) unterteilen Care-Arbeit in Hausarbeit (z.B. Müll hinaustragen, Aufräumen, Saugen), Kinderbetreuung (physische Betreuung und Erziehung) und Organisation des Familienlebens (also die Planung und Organisation von häuslichen Arbeiten und Terminen wie bspw. Einkaufslisten schreiben, Rechnungen bezahlen, Geburtstagskarten verschicken, (Kinder-)Geburtstagsfeiern planen) (vgl. ebd., S. 327f.). Ihre Studie liefert ernüchternde Erkenntnisse: Lediglich 18 % der befragten Ehemänner teilen sich die sog. »zweite Schicht« (ebd., S. 328) mit ihren Frauen, wobei ‚die Hälfte‘ die Hälfte der Arbeiten in den jeweiligen Kategorien meint. Trotz des sich vollziehenden Wandels von Geschlechterrollen lässt sich die ungleiche Verteilung von Care-Arbeit mittels des sog. Gender Care Gaps nach wie vor beobachten. Auf Basis der Zeitverwendungserhebungen des Statistischen Bundesamtes 2012/2013 wurde der Gender Care Gap für Deutschland zum ersten Mal berechnet. Er beschreibt die Verteilung unbezahlter Sorgearbeit zwischen den Geschlechtern und in Haushalten (vgl. BMFSFJ 2022b, S. 12). Mit den Daten von 2012/2013 zeigt sich, dass Frauen täglich 87 Minuten mehr Care-Arbeit verrichten als Männer, was einem Gender Care Gap von 52,4 % entspricht. Insbesondere in Bezug auf direkte Care-Arbeit, die die Care-Arbeit mit und an anderen Personen beschreibt, wird die Lücke deutlich: Frauen sind hier mit einem Wert von 108,3 % mehr als doppelt so lange als Männer involviert. Konkret bezieht sich dies auf die Kinderbetreuung im Haushalt, die Unterstützung, Pflege und Betreuung von erwachsenen Haushaltsmitgliedern und die dazugehörigen Wegezeiten. Bei unterstützender Care-Arbeit, die sich auf haushälterische Tätigkeiten, Ehrenamt und Unterstützung für andere Haushalte inklusive Wegezeiten bezieht, beträgt der Gender Care Gap 47,4 % (vgl. Klünder 2017, S. 5ff.). Der Begriff Care-Arbeit wird in der Literatur unterschiedlich gefüllt und damit auch unterschiedlich gemessen, was es bspw. erschwert, den genauen Umfang väterlichen Engagements zu bestimmen.

Care-Arbeit als Modus Operandi neuer Vaterschaft

Wie Possinger (2013) konstatiert, geht der Begriff Care aus der feministischen Frauen- und Geschlechterforschung seit den 1970er Jahren hervor. Zu diesem Zeitpunkt sind es vor allem die USA, England und die skandinavischen Länder, die sich mit der Konzeption von Care beschäftigen. Schwerpunktmäßig wird dabei die asymmetrische Verteilung zwischen Frauen und Männern von Caring Work oder Caring Labour für Kinder und pflegebedürftige Angehörige erforscht. Auch in diesem Forschungsfeld gelten lange Zeit naturalistische Annahmen über die ungleiche Verteilung dieser Arbeit: Frauen seien aufgrund ihrer Physiologie und Natur besser dazu

geeignet als Männer. Heutzutage wird der Grund für die weitgehend feminisierte Fürsorgepraxis in den Machtstrukturen des Patriarchats gesehen (vgl. ebd., S. 32). Mit Blick auf die Verrichtung von Care-Arbeit durch Väter lässt sich mit Meuser (2009) auch auf die Bedeutung geschlechtsspezifischer Erziehung und Sozialisation verweisen, durch die Frauen auf die Übernahme von Sorgearbeit vorbereitet werden:

»Nimmt man die alltägliche Situation der sich verstärkt in der Familie engagierenden Väter in den Blick, zeigt sich, dass die meisten nur unzureichend auf die damit verbundenen Aufgaben vorbereitet sind. Dies ist kein den Vätern individuell anzulastendes Versäumnis, sondern resultiert aus tradierten und strukturell verfestigten geschlechtstypischen Zuschreibungen. Der väterlichen Distanz zum Familienleben korrespondiert eine in der bürgerlichen Gesellschaft tief verankerte, über kulturelle Deutungsmuster von Weiblichkeit gestützte Feminisierung von Fürsorglichkeit (care). Emotionale Wärme und liebevolle Zuwendung gelten immer noch als weibliche Eigenschaften« (ebd., S. 86f.).

Dies resultiert nicht zuletzt darin, dass Frauen im globalen Durchschnitt drei bis zehnmal mehr unbezahlte Care-Arbeit verrichten als Männer (vgl. Barker et al. 2021, S. 6ff.). Neuere Forschung zu Care-Arbeit fokussiert sich auf Aspekte wie Care als »zentrales Konzept gesellschaftlicher Fürsorgeethiken« (Seehaus 2014, S. 18) oder Care im Rahmen von sozialer Arbeit und öffentlicher Wohlfahrt sowie als Ausgangspunkt einer Kritik sozialpolitischer Regelungen oder im Kontext von politischer Pädagogik (vgl. ebd.). Zusammenfassend lässt sich mit Brückner (2008) sagen, dass die Diskussion um Care »Fragen der Gerechtigkeit und Verantwortlichkeit sowie der Anerkennung und der Bürgerrechte« (ebd., S. 46) verhandelt. Mit Folbre (1995) kann man unter Caring Labor die Sorgearbeit für andere Personen aus Liebe oder Verantwortung, ohne die Erwartung einer finanziellen Gegenleistung, verstehen: »[L]abor undertaken out of affection or a sense of responsibility for other people, with no expectation of immediate pecuniary reward« (ebd., S. 75, H.i.O.) verstehen. Mit Thomas (1993) kann weiterführend die alltägliche, ›selbstverständliche‹ und vor allem unbezahlt geleistete Sorgearbeit von der professionellen, bezahlten abgegrenzt werden (vgl. ebd., S. 665). Zusätzlich ist zu beachten, dass Care eine interaktive Praxis darstellt, die zeitliche, kommunikative und materielle Ressourcen voraussetzt (vgl. Seehaus 2015, S. 164) und ein soziales Konstrukt darstellt, das von historisch wechselnden kulturellen Vorstellungen mitbestimmt wird (vgl. Brückner 2008, S. 51). Auch wenn Care z.B. nach der Definition von Folbre (1995) auf emotionaler Zuwendung und einem Verantwortungsgefühl basiert und in vielen Fällen unentgeltlich geleistet wird, stellt sie – und das ist entscheidend – eine Form von Arbeit dar, die unter anderem das Fundament für wohlfahrtstaatlich organisierte Systeme bildet (vgl. Possinger 2013, S. 33).

Wie oben schon angedeutet, ist bezüglich der Mental Load als zentralem Bestandteil von Care eine Leerstelle in der Forschung zu verzeichnen (vgl. Wayne et al. 2023, o.S.). Das Konzept von Mental Load gelangt vor allem durch die Covid-19 Pandemie zu öffentlicher Aufmerksamkeit (vgl. Dean et al. 2021, S. 1) und wird durch Medienberichterstattung breit rezipiert (vgl. Wayne et al. 2023, o.S.).⁴¹ Während in einigen aktuellen Studien unterschiedliche Begriffe für Mental Load, wie »invisible family load« (Wayne et al. 2023, o.S.), »invisible labor« (Ciciolla und Luthar 2019, S. 467), »cognitive labor« (Daminger 2019, S. 609) oder »mental labor« (Robertson et al. 2019, S. 184) gewählt werden, wird sich in der vorliegenden Arbeit dem Vorschlag von Dean et al. (2021) angeschlossen. In ihrem Literatur-Review führen die Autor:innen unterschiedliche Arbeiten zu diesem Thema an, um ihre These zu unterfüttern, dass es sich bei Mental Load um eine Kombination aus Cognitive Labor und Emotional Labor handelt:

»[W]e argue, that the mental load is the combination of the *cognitive* labor of family life – the *thinking, planning, scheduling and organizing* of family members – and the *emotional* labor associated with this work, including the feelings of caring and being responsible for family members but also the emotional impact of this work« (ebd., S. 1, H.i.O.).

Von körperlicher Hausarbeit wie Putzen, Einkaufen und Waschen lässt sich Mental Load deutlich unterscheiden. Ersteres kann zwar auch eine Last darstellen, ist aber nicht immer mit einer emotionalen Komponente verbunden. Die Autor:innen beschreiben Mental Load darüber hinaus als »invisible, boundaryless and enduring« (ebd., S. 8). Weil Mental Load eine Form innerlicher Arbeit darstellt, ist sie unsichtbar. Zudem ist Mental Load entgrenzt, weil sie nicht an Zeit, Raum oder bestimmte Orte gebunden ist. Mental Load ist dazu unaufhörlich oder dauerhaft, weil sie mit der Pflege und den Gefühlen der geliebten Menschen verbunden ist (vgl. ebd., S. 2ff.). Aufgrund dieser Merkmale von Mental Load, die überwiegend von Frauen verrichtet wird, ist davon auszugehen, dass aktuelle Forschung die Lücke zwischen »men's and women's household labor burden« (Daminger 2019, S. 628) unterschätzt (vgl. ebd.). So besteht eine generelle Schwierigkeit des Konzepts Care in seiner Messbarkeit. Einige, vor allem mittelbare Sorgetätigkeiten wie eben Mental Load können nicht oder nur schwer quantitativ erhoben werden (vgl. Possinger 2013,

41 Im aktuellen Väterreport des BMFSFJ (2023) wird Mental Load als zusätzliche und zum Großteil weiblich getragene Aufgabe zu Hausarbeit und Erziehung erstmals in einem Väterreport erwähnt. Dabei wird ebenfalls darauf hingewiesen, dass Väter den Umfang dieser kaum messbaren Arbeit zumeist unterschätzen (vgl. ebd., S. 21).

S. 34).⁴² In Bezug auf neue Väter ist schließlich anzumerken, dass diese zwar aktiver als die Vater-Generationen vor ihnen in der Sorge und Erziehung ihrer Kinder engagiert sind, jedoch verbleibt »the gender revolution in domestic labor [...] »stalled« [...] evidenced by stubborn housework and childcare gaps between men and women« (Dean et al. 2021, S. 4). Das Konzept der neuen Vaterschaft kann nur zu einer ›echten‹ Gleichberechtigung der Geschlechter beitragen, wenn zukünftige Forschung über neue Väter Mental Load als zentralen Bestandteil von Care in Definitionen und empirischen Untersuchungen berücksichtigt und abbildet.

Zu den Einstellungen und zur Häufigkeit neuer Väter

Der sich seit einigen Jahrzehnten vollziehende Wandel von Vaterschaft, der in der Konzeption neuer Vaterschaft mündet, bezieht sich auch auf die Einstellungen der Väter. Die Ansichten über die Rolle und Aufgabe von Männern und Vätern in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts lässt sich exemplarisch anhand der viel rezipierten familiensozialen Theorie von Parsons und Bales (1968) aufzeigen:

»The husband-father, in holding an acceptable job and earning an income from it is performing an essential function or set of functions for his family [...] as a system. [...] Of course, as we shall see, he has other very important functions in relation both to wife and to children, but it is fundamentally by virtue of the importance of his occupational role as a component of his familial role that in our society we can unequivocally designate the husband-father as the »instrumental leader« of the family as a system« (ebd., S. 13, H.i.O.).

Meuser und Scholz (2012) verdeutlichen, dass Parsons zufolge die Rolle der Mutter in den internen Familienangelegenheiten verortet ist, während die Vaterrolle ihr Fundament in der Berufswelt findet. Nach Parsons ist also die Zeit, die der Mann für den Beruf aufwendet, zugleich Familienzeit, auch wenn diese nicht aktiv in der Familie verbracht wird (vgl. ebd., S. 34). »Vaterschaft manifestiert sich [damit, JB] nicht in einem Engagement *in* der Familie, sondern *für* die Familie: in der Erfüllung der Ernährerrolle« (ebd., H.i.O.). In späteren Studien zu Einstellungen von Vätern wurde gezeigt, dass sich diese nicht mehr (uneingeschränkt) an dem traditionellen Rollenverständnis, wie bspw. von Parsons vertreten, orientieren: Eine erste wegweisende Studie wird Ende der 1990er Jahre von Zulehner und Volz (1998) vorgelegt. Im Rahmen ihrer repräsentativen Männerstudie entwerfen sie eine vierteilige Männertypologie, mit der die Vielfalt männlicher Lebensentwürfe zu diesem Zeitpunkt ab-

⁴² Wayne et al. (2023) entwickeln daher im Rahmen einer Mixed-Method Studie eine neun-Item-Skala, die verschiedene Komponenten von »invisible family load« messen kann (vgl. ebd., o.S.).

gebildet werden kann. Innerhalb dieser Typologie stehen sich der traditionelle und der neue Mann diametral gegenüber. Zwischen diesen beiden Formen liegen die Ausprägungen der pragmatischen und die der unsicheren Männer. Diese Typologie könnte als Rollenentwicklungsprozess gesehen werden: Vom traditionellen, zum pragmatischen, über den unsicheren und schließlich hin zum neuen Mann. Auch die Sicht der Frauen auf Männer und ihre eigenen Einstellungen wurden erhoben. Der traditionelle Mann zeichnet sich demnach durch seine Berufsbezogenheit aus und vertritt stark patriarchale Einstellungen, die traditionelle Frauenrolle zeichnet sich quasi komplementär durch eine ausgeprägte Fokussierung auf das Heim und eine starke Bezogenheit auf das Kind aus. Demgegenüber stehen der neue Mann und die neue Frau: Beide unterstützen den Erziehungsurlaub, das erhöhte Engagement in Haushalt und die Erziehung durch den Vater sowie die Berufstätigkeit der Frau (vgl. ebd., S. 15ff.). Zehn Jahre später, in der Neuauflage ihrer Studie, ziehen Zulehner und Volz (2009) einen Vergleich zur Verteilung der verschiedenen Lebensentwürfe: Der Anteil der traditionellen Männer bleibt über die Jahre hinweg relativ konstant: Liegt er 1998 bei 30 %, beträgt er 2008 noch immer 27 %.⁴³ Im Hinblick auf neue Männer lässt sich Ähnliches feststellen. 1998 beträgt der Anteil 18 %. Im Jahr 2008 lässt sich nur ein Prozentpunkt mehr Männer (19 %) der Kategorie der neuen Männer zuordnen (vgl. ebd., S. 37). Der (Einstellungs-)Wandel bei den Frauen ist demgegenüber um einiges kontrastreicher: 1998 beträgt der Anteil traditioneller Frauen 25 %, im Jahr 2008 liegt dieser hingegen nur noch bei 13 %. Der Anteil der neuen Frauen steigt in den dazwischenliegenden Jahren von 28 auf 32 % (vgl. ebd., S. 37). Bezuglich des Einstellungswandels ist mit einer aktuellen Studie des Bundesforums Männer darauf hinzuweisen, dass immer mehr Männer die Auffassung teilen, dass die Gleichstellung der Geschlechter eine wichtige Funktion für den gesellschaftlichen Zusammenhalt hat. Die Zustimmung dazu wird für das Jahr 2015 mit 79 % und für das Jahr 2023 mit 84 % bemessen (vgl. Wippermann 2023, S. 7).

Li et al. (2015) konstatieren, dass auf Grundlage uneinheitlicher Definitionen des neuen bzw. aktiven Vaters empirisch untersucht werden muss, »[w]as genau und wie viel Väter heute in ihren Familien tun und wovon ihr Engagement abhängt« (ebd., S. 28). Dazu wird anhand der 2009 bzw. 2013/2014 gewonnenen Daten des Surveys »Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten (AID:A)« (ebd., S. 17) des deutschen Jugendinstituts (DJI) eine Analyse zum Thema aktive Vaterschaft durchgeführt (vgl. ebd.). Um aktive Vaterschaft analysieren zu können, wird somit aus dem

43 Allerdings merken Zulehner und Volz (2009) im Hinblick auf die traditionellen Männer an, dass diese in einigen Aspekten modernere Einstellungen aufweisen als noch in der Erstauflage der Studie. Dies gilt vor allem für die Berufstätigkeit der Frauen, deren Auswirkungen auf die Kinder und die Beteiligung im Haushalt. Die Autoren führen dies jedoch mehr auf finanzielle als emanzipatorische Gründe zurück. Oftmals ist ein Gehalt nicht mehr ausreichend, um den Familienunterhalt zu sichern (vgl. ebd., S. 308).

Datenmaterial ein geeigneter Indikator erarbeitet, der den (zeitlichen) Umfang väterlichen Engagements adäquat abbilden kann. Dieser beinhaltet bspw. die aktive Beschäftigung mit Kindern und deren Betreuung am Werktag, aber auch die Beteiligung der Väter beim Bringen und Abholen der Kinder sowie der Kontakt der Väter zu Schule und Kita. Demzufolge gibt es unter allen befragten Vätern 16,4 % aktive Väter, die ein höheres väterliches Engagement aufweisen als die restlichen Väter. Demgegenüber stehen 20 % Väter, die ein eher unterdurchschnittliches Engagement aufweisen und daher als wenig aktive Väter bezeichnet werden, sowie 63,3 % Väter, die ein durchschnittliches Engagement leisten und dementsprechend als durchschnittlich aktive Väter gelten (vgl. ebd., S. 37f.). Entgegen der Erwartung sind die höher gebildeten Männer aus der Befragung nicht der Gruppe der aktiven Väter zuzuweisen, obwohl sie eher egalitäre Geschlechtsrollenvorstellungen aufweisen.⁴⁴ Vielmehr scheinen ihre intensive Erwerbstätigkeit, ihre guten ökonomischen Chancen sowie ihre Arbeitszeit und Überstunden Barrieren für stärkeres väterliches Engagement darzustellen. »Die Erwerbskonstellation auf Paarebene und insbesondere die tatsächlich geleisteten Arbeitsstunden der Mütter und Väter erscheinen dementsprechend als die wirkmächtigsten Faktoren auf das Engagement der Väter« (ebd., S. 55). Bei Müttern kehrt sich der Effekt um: Je mehr Arbeitsstunden sie leisten, desto höher ist das väterliche Engagement (vgl. ebd., S. 55f.). Weitere Befunde zur Zeitverwendung von aktiven Vätern liefern Walper und Lien (2017), die auf Grundlage der Zeitverwendungsershebung 2012/2013 verschiedene Aspekte aktiver Vaterschaft untersuchen. Sie kommen zum Ergebnis, dass Väter an Wochenenden deutlich mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen als unter der Woche. Dies gilt insbesondere für den Bereich gemeinsamer Freizeit. Weiterhin finden die Autorinnen, dass Väter sich in ungefähr gleichem Umfang im Bereich Spiel und Sport sowie im Bereich Beaufsichtigung und Körperpflege engagieren. Der Aufwand für Letzteren bleibt jedoch deutlich hinter dem von Müttern zurück (vgl. ebd., S. 100ff.).

Der Abschlussbericht des Projekts VAPRO der TU Braunschweig und der FH Kiel von Bräuer et al. (2023) liefert die neuesten Daten zur Vielfältigkeit von Vaterschaft. Im Rahmen der mixed-methods Studie wurden nicht nur Väter selbst, sondern auch die Darstellung von Vaterschaft in den sozialen Medien berücksichtigt. Unter den über 2000 Befragten des online Surveys gaben 59,4 % an, dass sich ein guter Vater durch das Zeigen von Zuneigung auszeichnet. Nur 1,4 % der Väter geben an, dass es das Wichtigste ist, dem Kind finanzielle Sicherheit zu bieten. Insgesamt und konfessionsübergreifend lässt sich beobachten, dass Vätern die Vermittlung soziemotionaler Werte wichtiger ist als die von klassischerweise dem männlichen Geschlecht zugeschriebene Durchsetzungsfähigkeit (vgl. ebd., S. 5f.). Auch wenn die-

44 So konstatiert bspw. Kassner (2008), dass die Gruppe der neuen Männer, die eher egalitäre Geschlechtsrolleneinstellungen aufweist, in einem großstädtisch-akademisch geprägtem Milieu angesiedelt ist (vgl. ebd., S. 144).

se Studie ein anderes Forschungsdesign als die vorherig zitierten aufweist, können die Ergebnisse doch insgesamt als eine (weitere) Abkehr vom Bild des traditionellen Ernährers und als (weitere) Annäherung an neue Vaterschaft interpretiert werden. Zu fragen bleibt, was diesen Wandel an- und vorantreibt, sind doch die von Zulehner und Volz vorgelegten Zahlen noch im Jahr 2009 eher ernüchternd. Nicht zuletzt durch die Einführung des Elterngelds 2007 wird der sich bereits vollziehende Wandel weiter verstärkt. So titeln Unterhofer et al. (2017): »Elterngeld hat soziale Normen verändert« (ebd., S. 659). Mit dem Elterngeld sollte Familien ein Schonraum ermöglicht werden, in dem sich die Eltern vollständig auf die Betreuung ihres (neugeborenen) Kindes konzentrieren können. Zusätzlich sollte durch das Elterngeld beiden Elternteilen die Gelegenheit zur wirtschaftlichen Selbstständigkeit, insbesondere aber Müttern die Möglichkeit zur Erwerbstätigkeit gegeben werden. Nicht zuletzt sollten zusätzliche Anreize für Väter geschaffen werden, sich aktiv in die Erziehung und Betreuung ihrer Kinder einzubringen (vgl. ebd.). Es zeigt sich, dass das vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) beworbene Modell, in dem erst die Mutter für zwölf und anschließend der Vater für zwei Monate Elternzeit nimmt, großen Anklang fand und findet. Zudem konnten nicht nur bei Eltern, sondern auch bei deren Arbeitskolleg:innen und den eigenen Eltern infolge der Einführung des Elterngelds progressivere Einstellungen zur geschlechtlichen Arbeitsteilung nachgewiesen werden (vgl. ebd., S. 666). Auch die Studie des Institut für Demoskopie Allensbach (2021) bestätigt die Bedeutungszunahme einer partnerschaftlichen Aufteilung von Erwerbs- und Familienarbeit zwischen Eltern als Idealvorstellung. Im Vergleich zum Jahr 2007, wo nur 27 % der Eltern mit Kindern unter zehn Jahren einer solchen Aufteilung zustimmen, sind es 2021 bereits 43 % (vgl. ebd., S. 5). Die Rahmenbedingungen von Elterngeld und Elternzeit sowie aktuelle Zahlen der Bezugnahme werden nachfolgend dargestellt.

Exkurs: Elterngeld und Elternzeit

Der Begriff Elternzeit bezeichnet die seit dem Jahr 2001 gewährte, unbezahlte und maximal drei Jahre pro Kind dauernde Freistellung von der Erwerbstätigkeit. Für Kinder, die ab dem 1. Januar 2007 geboren wurden, können Eltern Elterngeld beantragen. Das Elterngeld ist dabei nicht mehr, wie das ihm vorhergehende Erziehungsgeld, welches mit dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes im Jahre 1986 beantragt werden konnte, als eine Transfer-, sondern vielmehr als eine Lohnersatzleistung zu verstehen (vgl. Trappe 2013a, S. 28). Das Elterngeld⁴⁵ kann in Form von des sog. Basiselterngelds, ElterngeldPlus oder dem Partnerschaftsbonus abgerufen und kombiniert werden. Es steht in Deutschland lebenden Eltern zu, die ihr Kind zuhause betreuen und einer max. 32 Stunden pro Woche umfassenden Erwerbstätigkeit

45 Folgende Ausführungen gelten teilweise ausschließlich für Kinder, die nach August 2021 geboren wurden und erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

nachgehen. Das Basiselterngeld kann für bis zu zwölf Lebensmonate des Kindes abgerufen werden. Wenn die sog. Partnermonate genommen werden, kann der Zeitraum auch auf 14 Monate ausgeweitet werden, da diese frei unter den Eltern aufgeteilt werden können. Voraussetzung für die Beantragung der Partnermonate ist, dass ein Elternteil nach der Geburt weniger Einkommen hat als zuvor, z.B. durch die Reduktion von Voll- auf Teilzeit. Zudem muss das Basiselterngeld in den ersten 14 Lebensmonaten des Kindes bezogen werden. Das ElterngeldPlus können Eltern doppelt so lange bekommen wie das Basiselterngeld. Es muss ohne Unterbrechung bis zum 32. Lebensmonat des Kindes bezogen werden und soll den Eltern ermöglichen, nach der Geburt in Teilzeit zu arbeiten. Der Partnerschaftsbonus ist schließlich ein Angebot für Eltern, die sich ihre familiären und beruflichen Aufgaben partnerschaftlich untereinander aufteilen. Damit können Eltern zwei bis vier zusätzliche Monate ElterngeldPlus bekommen. Die Höhe des Elterngelds hängt von unterschiedlichen Faktoren, wie bspw. der Kombination der verschiedenen Elterngeld-Möglichkeiten, dem bisherigen Einkommen oder der Zahl der Kinder ab. Je nachdem beträgt das Basiselterngeld, das 65 % des Nettoeinkommens vor der Geburt entspricht, zwischen mindestens 300 und maximal 1.800 Euro. Nachdem das ElterngeldPlus immer die Hälfte des Basiselterngelds beträgt, können zwischen mindestens 150 und maximal 900 Euro im Monat abgerufen werden. Auch wer vorher kein Einkommen hat, erhält den Mindestbetrag von Basiselterngeld bzw. ElterngeldPlus⁴⁶ (vgl. BMFSFJ 2022a, S. 9ff.). Im Väterreport des BMFSFJ wird die Einführung des Elterngeldes in der Kombination mit Elternzeit als erfolgreiche Adressierung der »veränderten Rollenvorstellungen von Vätern in Deutschland« (BMFSFJ 2021c, S. 15) bezeichnet. Während bis zum Jahr 2006 lediglich drei Prozent der Väter ihren Anspruch auf Erziehungsgeld geltend machen, sind es im Jahr 2008, also ein Jahr nach der Einführung des Elterngeldes, bereits 21 % der Väter. Im Jahr 2018 liegt der Wert der Väterbeteiligung beim Elterngeld bei 42,1 % (vgl. ebd.). Im Jahr 2020 erhöht sich der Anteil sogar auf 43,7 % (vgl. Statistisches Bundesamt 2023b, o.S.). Bei Vätern mit jungen Kindern unter drei Jahren liegt die Inanspruchnahme des Elterngelds deutlich höher (45 %) als bei Vätern mit Kindern im Alter von sechs bis neun Jahren (24 %). Der Vergleich von Ost- und Westdeutschland ergibt einen höheren Wert für die sog. neuen Bundesländer (49 %), während die alten Bundesländer einen geringeren Wert aufweisen (33 %). Väter mit einem sog. höherem Sozialstatus nehmen das Elterngeld häufiger in Anspruch (49 %) als Väter mit niedrigem Sozialstatus (29 %) (vgl. BMFSFJ 2021c, S. 15). Über die Inanspruchnahme von Elternzeit von Vätern mit einem sog. Migrationshintergrund liegen so gut wie keine Zahlen vor. Zu nennen ist der Bericht von Wrohlich et al. (2012), die den Väteranteil von Vä-

46 Kritisch anzumerken ist, dass das Elterngeld seit seiner Einführung 2007 bis dato nicht angehoben wurde (vgl. Spiegel 11.05.2023, o.S.).

tern in Elternzeit mit Migrationshintergrund für das Jahr 2010 mit 6 % im Vergleich zu 8 % Väter ohne Migrationshintergrund berechnen (vgl. ebd., S. 67).

Geisler und Kreyenfeld (2018) weisen darauf hin, dass der allgemeine, starke Anstieg von elterngeldbeziehenden Vätern auf den ersten Blick keine Überraschung darstellt. Jedoch gilt das westdeutsche Familienpolitiksystem als eher familialistisch und stark auf das männliche Ernährermodell ausgerichtet. Kennzeichnend dafür sind ein System der gemeinsamen Besteuerung (Ehegattensplitting), indem der:die zweite Verdienender:in stark besteuert wird, ein Kinderbetreuungssystem, das nur sehr eingeschränkt die Betreuung von kleinen Kindern anbietet sowie eine Bevölkerung, die arbeitende Mütter als ›Rabenmütter‹ bezeichnet. Dementsprechend wird die neue Elterngeldregelung von einigen Wissenschaftler:innen als »alien to the German system« (ebd., S. 10) gesehen. Wie aber zu beobachten ist, kann progressive Familienpolitik Verhaltensmuster in konservativen Wohlfahrtsstaaten durchaus verändern (vgl. ebd.).⁴⁷ Demgegenüber lässt sich beobachten, dass die meisten Väter ›nur die beiden Partnermonate Elterngeld beziehen. Dies ist ein Trend, der sich bereits vor zehn Jahren beobachten ließ (vgl. z.B. Trappe 2013b, S. 240; Statistisches Bundesamt 2015, S. 7) und sich scheinbar fortsetzt: So planten im Jahr 2020 72 % der Väter das Elterngeld für zwei Monate zu beziehen, während die Bezugsdauer von 62 % der Mütter für zehn bis zwölf Monate geplant war (vgl. Statistisches Bundesamt 11.05.2021, o.S.). Hier kündigt sich bereits die oftmals beschriebene Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit der neuen Väter an, die nachfolgend thematisiert wird.

Zum Auseinanderklaffen von Wunsch und Wirklichkeit der neuen Väter

Die Lücke, die zwischen den Einstellungen und dem Handeln der Väter klafft, wird in der Literatur oftmals als Diskrepanz oder Graben zwischen Wunsch und Wirklichkeit der Väter beschrieben (vgl. z.B. Possinger 2009, S. 59). Damit wird das Phänomen bezeichnet, dass der Wunsch nach einer aktiven oder neuen Vaterschaft im Alltag der meisten Familien noch nicht tatsächlich umgesetzt wird. Im Väterreport des BMFSFJ (2021c) drückt sich dies in Zahlen wie folgt aus: Zwar wünschen sich 45 % aller Eltern eine partnerschaftliche Aufteilung bei der Kinderbetreuung, jedoch beträgt der tatsächliche Anteil der Eltern, die sich die Kinderbetreuung in etwa gleich aufteilen, nur 17 % (vgl. ebd., S. 11). Die Lücke zwischen Wunsch und Wirklichkeit wird im Rahmen des neunten Familienberichts darüber hinaus mit einer beobachtbaren »Intensivierung von Elternschaft« (BMFSFJ 2021a, S. 23) in Verbindung gebracht, die mit von Eltern wahrgenommenen gestiegenen Standards und erhöhten Ansprüchen an die Elternrolle und in der Erziehung einhergeht. Im Vergleich der beiden Zeitverwendungserhebungen des Statistischen Bundesamtes

47 Vgl. vertieft zu den Auswirkungen der vormaligen Teilung Deutschlands in Bezug auf Familienpolitik und die Inanspruchnahme von Elternzeit: Adler et al. 2016, S. 61ff.

von 2001/2002 und 2012/2013 lässt sich für Deutschland ein deutlicher Anstieg der aufgewendeten zeitlichen und monetären Ressourcen von Eltern verzeichnen.⁴⁸ Auch die täglich aufgewendete Zeit von Eltern für die Betreuung und Erziehung ihrer Kinder ist zu beobachten. Trotz ihrer steigenden Erwerbsbeteiligung wenden Mütter mehr Zeit auf als Väter (vgl. ebd.). Dies verweist nicht zuletzt auf eine »beharrliche geschlechtsspezifische Rollenspezialisierung in Familien« (ebd.) und den sog. (Re-)Traditionalisierungseffekt. Während die meisten Paare vor der Geburt des ersten Kindes relativ egalitäre Einstellungen im Hinblick auf Aufgaben in Haushalt und Erziehung haben, setzt mit Beginn der Elternschaft häufig der (Re-)Traditionalisierungseffekt ein: Zumeist sind es die Frauen, die nach der Geburt ihre Erwerbsarbeit unterbrechen oder reduzieren, um das Kind zu betreuen und den Haushalt zu führen. Väter konzentrieren sich verstärkt auf den Beruf und arbeiten teilweise sogar noch mehr als zuvor (vgl. Kortendieck 2010, S. 446). Dies führt dazu, dass Frauen und Mütter nach wie vor für einen »Löwenanteil« (Possinger 2013, S. 17) der Care-Arbeit verantwortlich sind. Dies ist konsistent mit aktuellen Befunden zur Erwerbsbeteiligung von Müttern und Vätern. Mit Keller und Körner (2023) lässt sich festhalten, dass Väter mit minderjährigen Kindern im Jahr 2022 eine Erwerbstätigkeitsquote von 92 % erreichen. Das Alter des jüngsten Kindes wirkt sich nur dann auf die Erwerbstätigkeit von Vätern aus, wenn das Kind jünger als ein Jahr alt ist. In diesem Fall sind 87 % der Väter erwerbstätig. Ist das jüngste Kind im Haushalt jünger als ein Jahr alt, sind – im starken Kontrast dazu – nur 13 % der Mütter erwerbstätig. Sind die Kinder zwischen drei und sechs Jahren alt, beträgt der Anteil der erwerbstätigen Mütter 73 %. Insgesamt lässt sich ein Anstieg der Erwerbstätigkeitsquote von Müttern mit Kindern aller Altersstufen verzeichnen. Jedoch zeigen sich erhebliche Unterschiede im Umfang der Arbeitszeit von Müttern und Vätern. So gehen erwerbstätige Väter überwiegend einer Vollzeittätigkeit nach. Nur 7,7 % der Väter arbeiten 2022 in Teilzeit⁴⁹. Dagegen sind 68 % der erwerbstätigen Mütter mit mindestens einem minderjährigen Kind in Teilzeit beschäftigt. Mütter sind also nach wie vor zum Großteil teilzeitbeschäftigt und geben zu 62 % die Betreuung von Kindern als Motiv dafür an. Sind beide Elternteile erwerbstätig, dominiert das sog. modifizierte Male Breadwinner Model, in dem der Vater in Vollzeit und die Mutter in Teilzeit arbeitet. Der Wert von Paaren mit Kindern in dieser Konstellation beträgt im Jahr 2022 65 %. In 27 % der erwerbstätigen Paare mit Kindern arbeiten

48 Dies steht im Einklang mit internationalen Entwicklungen (vgl. BMFSFJ 2021a, S. 23).

49 Es ist darauf hinzuweisen, dass die Differenzierung von Voll- und Teilzeit nur eine grobe Einschätzung des tatsächlichen Umfangs der wöchentlichen Arbeitszeit erlaubt. Teilzeittätigkeiten reichen von der nur stundenweisen Ausübung eines Nebenjobs bis zu einer vollzeitnahmen Teilzeittätigkeit (vgl. Keller und Körner 2023, S. 97).

beide in Vollzeit, in 4,9 % beide in Teilzeit und in nur 2,2 % geht die Mutter einer Vollzeit- und der Vater einer Teilzeitbeschäftigung nach (vgl. ebd., S. 92ff.).⁵⁰

Die Erwerbsarbeit gilt wiederum als einer der ausschlaggebend(st)en Faktoren für die Inanspruchnahme von Elternzeit. Vogt und Pull (2010) identifizieren verschiedene Determinanten, die auf die Entscheidung für oder gegen eine Inanspruchnahme väterlicher Elternzeit einwirken. Einflussreich sind demnach vor allen Dingen ökonomische Faktoren, wie bspw. die Höhe des Einkommens im Vergleich zur Partnerin sowie die Einkommensaussichten der Väter, welche wiederum aus deren Bildungsabschlüssen⁵¹ und Karriereambitionen resultieren. Auch vom Elterngeld geht ein beachtlicher monetärer Anreiz aus, der sich ebenfalls in den Entscheidungen der Väter niederschlägt (vgl. ebd., S. 64ff., vgl. dazu auch: Peltz et al. 2017, S. 116f.). Insgesamt konnte festgestellt werden, dass ökonomische Bedingungen die Entscheidungen der Väter stärker beeinflussen als deren Persönlichkeitsmerkmale (vgl. Vogt und Pull 2010, S. 48). Geisler und Kreyenfeld (2018) finden zudem heraus, dass Eigenschaften des Arbeitsplatzes, der Beschäftigungssektor und die Vertragskonditionen wichtige Determinanten einer Inanspruchnahme von Elternzeit sind. So nehmen Beschäftigte im öffentlichen Dienst diese häufiger, Selbstständige und Väter mit befristeten Verträgen seltener Elternzeit in Anspruch (vgl. ebd., S. 12). Darüber hinaus identifiziert Richter (2013) in seiner qualitativen Studie fünf Motivcluster, die eine Inanspruchnahme von Elternzeit durch Väter lenken können. So nennt er erstens Motive, die sich auf die Familie beziehen und den Wunsch nach einem leichteren Übergang zu einer sog. erweiterten Elternschaft wiedergeben, der durch parallele Elternzeit garantiert werden soll. Zweitens spiegeln Motive, die sich auf das oder die Kind(er) beziehen, das Bedürfnis wider, eine (im Vergleich zur Mutter) gleichwertige Beziehung zum Kind aufzubauen. Drittens

50 Eine gravierende Folge der unterschiedlichen Erwerbsbeteiligung und des unterschiedlichen Erwerbumfangs schlägt sich im sog. Gender Pension Gap nieder. Dieser hängt wiederum mit dem Gender Pay Gap zusammen, also mit dem Verdienstabstand pro Stunde zwischen Frauen und Männern, der im Jahr 2022 18 % beträgt (vgl. Statistisches Bundesamt 30.01.2023, o.S.). Der Gender Pension Gap beschreibt das geschlechtsspezifische Gefälle bei Alterseinkünften und beträgt im Jahr 2021 29,9 %. Die Alterseinkünfte von Frauen sind dementsprechend durchschnittlich knapp ein Drittel niedriger als die von Männern (vgl. Statistisches Bundesamt 07.03.2023, o.S.).

51 Gerade in Bezug auf den Einfluss des Bildungsgrades des Vaters auf die Inanspruchnahme von Elternzeit liegen unterschiedliche, teils widersprüchliche Ergebnisse vor. Während Büning und Pollmann-Schult (2016) Studien anführen, die eine größere Beteiligung an Hausarbeit, der Betreuung von Kindern und der Inanspruchnahme von Elternzeit durch höher gebildete Väter nachweisen (vgl. S. 260; vgl. dazu auch: Geisler und Kreyenfeld 2018, S. 10) sind die Väter, die einen großen Anteil von Sorgearbeit in ihrer Familie übernehmen im Sample der qualitativen Studie von Behnke und Meuser (2012) der »class of skilled workers, trades people or in the class of common company employees« (ebd., S. 134) zugehörig.

existieren Motive, die sich auf die Partnerin beziehen, sie in Erziehung und Haushalt entlasten und ihr die Berufstätigkeit ermöglichen sollen. Viertens sind Motive zu nennen, die sich auf die Väter selbst beziehen und aus der Unzufriedenheit mit der Arbeitssituation und/oder aus Idealen wie Geschlechtergleichberechtigung resultieren. Fünftens können sich die Motive auf die Partnerschaft beziehen, die durch die parallele Nutzung von Elternzeit profitieren kann (vgl. ebd., S. 29). In einer aktuellen quantitativen Studie bestätigen Diabaté et al. (2022), dass sich im letzten Jahrzehnt nichts grundlegend an den Einflussfaktoren auf Elternzeit geändert hat: Persönliche Leitbilder, wie egalitäre Geschlechterrolleneinstellungen, begünstigen eine positive Haltung gegenüber der Elternzeit. Traditionelle Konzepte von Ehe aber auch hohe Ansprüche an Elternschaft und das Zurückstellen der eigenen Bedürfnisse (wie oben mit der Intensivierung von Elternschaft beschrieben) gehen mit der Ablehnung von Elternzeit einher. Zudem konnten die Autor:innen zeigen, dass Väter, die der Elternzeit gegenüber prinzipiell aufgeschlossen sind, aufgrund der Wahrnehmung traditioneller Geschlechterrollen in der Gesellschaft in einen Konflikt geraten. Diese Väter nehmen die Erwartung an sie wahr, die Familie zu ernähren und realisieren daher entgegen ihrer Überzeugung den Wunsch nach (längerer) Elternzeit möglicherweise nicht oder nicht vollständig (vgl. ebd., S. 48f.). Meuser (2011) macht jedoch darauf aufmerksam, dass Väter bei der Verwirklichung ihrer (neuen) Vaterschaft mit Vorstellungen über traditionelle Geschlechtsnormen auch von Seiten ihrer Partner:innen konfrontiert werden und somit auf harte Widerstände prallen (können). Eine Problematik in Bezug auf die Inanspruchnahme der Elternzeit durch Väter besteht in der Schwierigkeit der Mütter, einen verminderten Einfluss auf haushalts- und kindbezogene Aufgaben nehmen zu können. Mütter können das väterliche Engagement zwar wertschätzen, fürchten jedoch gleichzeitig um die von ihnen angelegten Standards in Hausarbeit und Erziehung (vgl. ebd., S. 76). So fühlen sich Väter oft als »Juniorpartner« (ebd.) der Frau oder als »Praktikant« (ebd.) im eigenen Haushalt. Diese aus der Ambivalenz der Mütter resultierenden Verhaltensweisen werden als Maternal Gatekeeping bezeichnet, das wie folgt definiert werden kann:

»[M]aternal gatekeeping consists of a set of beliefs about mothering and fathering that influences mothers' behaviors in relation to the allocation of family work. Maternal gatekeeping is the mother's reluctance to relinquish responsibility for family matters by setting rigid standards, wanting to be ultimately accountable for domestic labor to confirm to others and to herself that she has a valued maternal identity, and expecting that family work is truly a woman's domain. These three dimensions create a schema that builds, maintains, and reinforces the gate

to home and family, which, if opened, could encourage more father involvement in housework and child care» (Allen und Hawkins 1999, S. 205).⁵²

Im Hinblick auf Fragen der Erziehung und Betreuung entfalten tradierte Vorstellungen über die Geschlechter zudem eine besondere Dynamik: Väter wie Mütter nehmen an, dass letztere kompetenter in der Bewältigung dieser Aufgabe sind (vgl. Burkart 2007, S. 88).

Der Wunsch nach einer neuen Vaterschaft scheitert oft auch an strukturellen, betrieblichen Hindernissen. Aufgrund der weitverbreiteten Annahme, dass Männer außer ihrer Erwerbstätigkeit keine familialen Verpflichtungen hätten, stoßen Väter im beruflichen Umfeld bei der Inanspruchnahme von Elternzeit oftmals auf »Befremden, Unverständnis und Ablehnung« (Meuser 2011, S. 75): Unterstellungen reichen von mangelndem beruflichem Engagement bis hin zu insuffizienter Identifikation mit dem Unternehmen; Kolleg:innen haben Angst, die Arbeit des ausfallenden Vaters mittragen zu müssen und empfinden dies oft als Rücksichtslosigkeit. Unhinterfragte Geschlechtsnormen werden zudem wirksam, wenn von Unternehmensseite oftmals wie selbstverständlich davon ausgegangen wird, dass Mütter die Elternzeit nehmen oder Väter – wenn überhaupt – keinen längeren Zeitraum als die zwei Partnermonate in Anspruch nehmen (wollen). Auch wird in vielen Fällen die Männlichkeit des neuen Vaters von seinen Kollegen angezweifelt. Vaterschaft wird nicht als konstitutiv für Männlichkeit erachtet, Mutterschaft hingegen gilt für Weiblichkeit als fundamental (vgl. ebd.). Zusätzlich macht Gesterkamp (2005) auf das Problem der sog. Dinosaur Dads aufmerksam, welches Väter mit traditionellem Rollenverständnis in Führungspositionen beschreibt, die die Unternehmenskultur wesentlich mitbeeinflussen (vgl. ebd., S. 71; vgl. dazu auch: Döge und Behnke 2005, S. 19ff.). Obwohl viele Betriebe mit Familienfreundlichkeit werben, diagnostiziert Possinger (2009) auch Unternehmen eine Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit (vgl. ebd., S. 65). Neumann und Meuser (2017) finden in ihrer Interviewstudie heraus, dass Personalverantwortliche die Inanspruchnahme der zwei sog. Papa-Monate von Vätern als unproblematisch bewerten. Der Ausfall der betreffenden Väter sei gut zu kompensieren, da die zwei Monate, gerade wenn sie aufgeteilt werden, nur wie ein verlängerter Urlaub wirken (vgl. ebd., S. 89). Hingegen kann eine längere väterliche Elternzeit nicht mehr als »vacation leave« [gesehen werden, JB] and would have to be treated differently. To some extent this implies that the »manpower« of men seems to be still indispensable« (ebd., S. 90). Wie schon Gesterkamp (2005) betonen Neumann und Meuser (2017) die Bedeutung von

52 Die Autor:innen weisen darauf hin, dass Maternal Gatekeeping zwar eine wichtige, jedoch nicht die einzige Barriere für ein erhöhtes väterliches Engagement darstellt. Zudem können auch Väter Gatekeeper in verschiedenen Bereichen sein, die eine gleichberechtigte Aufteilung von Familienarbeit verunmöglichen (vgl. Allen und Hawkins 1999, S. 200).

Vorgesetzten in der Frage, ob und wie Elternzeit genommen werden kann. Firmenangestellte fordern Elternzeit selbstbewusster ein, wenn es sichtbare Vorbilder gibt. Zusätzlich ist die Anzahl der elternzeitnehmenden Väter relevant für die eigene Entscheidung (vgl. ebd., S. 90f.):

»The general increase of the number of men taking parental leave furthers not only the normalization of men taking leave, but also of men doing childcare, and it destabilizes the expectation of male employees' unlimited availability for the organization« (ebd., S. 92).

Auch politische Strukturen, die sich ebenfalls auf das Tun der Väter auswirken, dürfen nicht außer Acht gelassen werden. Wie bereits angesprochen, kann der familienpolitischen Lage in Deutschland eine Belohnung alter Geschlechtsrollenzuschreibungen attestiert werden (vgl. Gesterkamp 2005, S. 71ff.). Bis heute halten sich verkrustete familienpolitische Gesetze und Regelungen wie zum Beispiel das Ehegattensplitting.⁵³ Possinger (2017) formuliert (neben weiteren) drei konkrete Punkte für eine (Familien-)Politik, die väterliches Engagement stärken und verfestigen können: Zunächst braucht es eine Reform des Steuersystems für Familien, das die Erwerbstätigkeit von Müttern belohnt, anstatt sie zu bestrafen. Auch die beiden Papa-Monate müssen auf ein 12+4 oder 12+6 Monate-Modell ausgedehnt werden, um Vätern die Möglichkeit zu geben, eine längere Zeit mit ihren Kindern allein zuhause zu verbringen⁵⁴. Weiterhin muss weiter in Kinderbetreuungseinrichtungen und in frühe

53 vgl. dazu auch: Jurczyk und Rauschenbach 2009, S. 365.

54 Wie Possinger (2017) in ihrer Studie herausfindet, sind in den meisten der von ihr untersuchten Fälle auch die beiden Partnermonate kein Garant für eine gleichberechtigte Aufteilung von Care-Arbeit. Wird die Elternzeit von beiden Eltern gleichzeitig genommen, überlassen die meisten Väter die Hauptverantwortung für Care-Arbeit den Müttern und stellen sich als »helpful & intern« (ebd., S. 192) zur Verfügung. Gleichzeitig gibt es aber Väter, die sich in ihrer Elternzeit tatsächlich die Care-Arbeit gleichberechtigt mit den Müttern teilen. Einige übernehmen dabei sogar den Löwenanteil der Care-Arbeit. Interessanterweise tritt aber der bereits genannte (Re-)Traditionalisierungseffekt auch bei diesen Paaren ein. Nachdem beide Elternteile in die Erwerbstätigkeit zurückkehren, fokussieren sich die Väter (erneut) auf ihren Job, während die Mütter Care-Arbeit und Erwerbsarbeit (in Teilzeit) versuchen zu vereinbaren. Dennoch hält Possinger zusammenfassend fest: »[W]hile for some fathers parental leave provided a prelude for a long-term arrangement in which both partners shared care and domestic tasks to a similar extent, for others it meant no or only a short intermezzo of equally sharing work and care« (ebd.). Auch Aunkofer et al. (2019) kommen in ihrer qualitativen Studie zum Schluss, dass eine väterliche Elternzeitnahme nicht zwangsläufig zu egalitären Geschlechterverhältnissen beiträgt (vgl. ebd., S. 118f.). In ihrer Untersuchung finden sie, dass die »bestehende ungleiche Geschlechterordnung im Paar in vielen Fällen auch stabilisiert wird« (ebd., S. 199).

Bildung investiert werden, damit beide Elternteile am Arbeitsmarkt partizipieren können (vgl. ebd., S. 200).

Väter explizit in den Elterngeldanspruch einzubeziehen, ist bspw. schon länger fester Bestandteil der Familienpolitiken skandinavischer Länder, an denen sich zunehmend andere europäische Länder orientieren. Für das deutsche Elterngeld stellt die schwedische Regelung die Vorlage dar. Schon 1974 führt Schweden als erstes Land Vätern das Recht zur Inanspruchnahme von bezahlter Elternzeit ein. Insgesamt können schwedische Familien eine bezahlte Elternzeit von 480 Tagen in Anspruch nehmen. Von den 480 Tagen steht seit dem Jahr 2016 jedem Elternteil ein speziell für diesen reservierter und nicht übertragbarer Zeitraum von 90 Tagen zu. Die Lohnersatzleistung beträgt dabei für einen Zeitraum von 390 Tagen 77,6 %. Väter von im Jahr 2004 geborenen Kindern nehmen zu 88,3 % Elterngeld in Anspruch. Dabei nehmen sie im Jahr 2013 25 % der ihnen zustehenden Elterngeldtage in Anspruch. Väter in Deutschland beantragen weniger als 10 % des ihnen zur Verfügung stehenden Zeitraums. Insgesamt zeichnet sich das schwedische Modell durch eine sehr hohe Flexibilität und eine relativ hohe Lohnersatzleistung, eine Väterquote und einen gemeinsamen Elternzeitanspruch aus. Vor allem die Kombination eines hohen Lohnersatzes mit einer Väterquote, die ein individuelles und nicht übertragbares väterliches Recht darstellt, kann zu einer Erhöhung der Väterbeteiligung an Elterngeld und Elternzeit führen (vgl. Schein 2017, S. 263ff.).⁵⁵

Wie die Ausführungen zu neuer Vaterschaft und der (internationalen) Implementierung von gesetzlichen Regelungen zu einem höheren Einbezug von Vätern in die Kinderbetreuung, Erziehung und familiale Care-Arbeit gezeigt haben, schlagen sich diese Neuerungen auf die Entwicklung von Männlichkeit(en) nieder, wie sich nicht zuletzt am Diskus über Caring Masculinities zeigt. Bevor dieses Konzept dargestellt wird, werden die vorherigen Ausführungen um einen breiter angelegten Forschungsstand zu Vaterschafts- bzw. Väterlichkeitsforschung ergänzt. Dieser fokussiert sich vor allem auf das der vorliegenden Arbeit zugrundeliegenden Forschungsdesiderat über Väter mit Migrationshintergrund.

2.4.3 Stand der Forschung

Die bereits dargelegte, begriffliche Diffusität in Bezug auf Vaterschaft schlägt sich nicht zuletzt in der interdisziplinären Forschung über eben diese nieder. So gibt es widersprüchliche Aussagen, die den Beginn der Väterforschung betreffen. Während einige Autor:innen den Ursprung dieser in den USA verorten und in 1970er Jahren festmachen (vgl. z.B. Walter 2002, S. 15; Matzner 2004, S. 13), entgegnet Lewis

55 Vgl. für einen internationalen Vergleich von Regelungen zu Mutterschutz, Vaterschaftsurlaub und Elternzeit den Bericht von Koslowski et al. (2022).

(1986), dass (die Rolle der) Väter schon in den 1950er Jahren in Studien zu Schwangerschaft, Frauen und Arbeit sowie Familie und Kindererziehung berücksichtigt wurde (vgl. ebd., S. 3). Lewis betont, dass es im Allgemeinen schon sehr früh weitaus mehr Väterforschung gibt, als es die meisten Familienforscher:innen suggerieren. Doch auch er räumt ein, dass es in den 1970er Jahren zu einer regelrechten Explosion von Forschungsarbeiten kommt (vgl. ebd., S. 1ff.). Walter (2002) unterscheidet dabei differenzierter zwischen den unterschiedlichen, zur Väterforschung beitragenden Disziplinen: So beschäftigt sich die (deutschsprachige) Soziologie seit Beginn der 1980er Jahre vor allem mit den Wechselwirkungen zwischen Familie und Beruf und der daraus folgenden sog. Vereinbarkeitsfrage für Mütter und Väter (vgl. ebd., S. 24ff.). Generell lässt sich konstatieren, dass sich durch die kriegsbedingte Abwesenheit vieler Väter nach dem Zweiten Weltkrieg ein vermehrtes Interesse an der Rolle des Vaters auftut. Bis Ende der 1960er Jahre bezieht sich die Väterforschung vornehmlich auf die Abwesenheit des Vaters oder Gefahren, die von ihm ausgehen. Erst dann rückt die Vater-Kind-Beziehung in das Zentrum der Aufmerksamkeit. Die Qualität dieser Beziehung interessiert die Forschung ebenso wie die Beteiligung des Vaters an Haushalts- und Erziehungsaufgaben. Doch erst gegen Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre wird der Vater als Teil des Familiensystems begriffen. Die in dieser Zeit angesiedelte Forschung ermöglicht es, »veränderte Formen familialer Organisation zu analysieren« (Fthenakis 2002, S. 90) und führt dazu, dass die Väterforschung seit den 1990er Jahren als integraler Bestandteil der Familienforschung begriffen werden kann (vgl. ebd., S. 90f.). Zusätzlich lässt sich mit Lamb (2010) feststellen, dass die frühe (psychologische) Väterforschung in den 1970ern und frühen 1980er Jahren vor allem zwei Linien verfolgt: Zum einen werden Studien durchgeführt, die die Interaktion zwischen Vater und Kind untersuchen. Wie Lamb zusammenfasst, kommen diese Studien übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass »fathers tend to »specialize« in play, whereas mothers specialize in caretaking and nurturance« (ebd., S. 3). Zum anderen wird die direkte und indirekte Auswirkung der Väter auf ihre Kinder untersucht, wenn diese entweder abwesend oder (stark) involviert sind. Zentrale Ergebnisse dazu sind, dass Väter und Mütter erstens ihre Kinder ähnlich stark und auf ähnliche Weise beeinflussen. Individuelle Charakteristika der Väter, wie zum Beispiel deren Männlichkeit und Intellekt, sind weniger wichtig für die kindliche Entwicklung als die Beziehung, die sie mit ihren Kindern aufbauen. Grundlegend für eine die Entwicklung des Kindes fördernde Beziehung sind demnach Faktoren wie Sicherheit, Unterstützung, Reziprozität und Sensibilität. Zudem zeigt sich, dass Väter in vielerlei Hinsicht eine Rolle im Leben ihrer Kinder spielen und diese somit auch in vielfältiger Art und Weise beeinflussen. Die Rolle des Vaters ist kontextuell verschieden: Sie variiert von Familie zu Familie und ist darüber hinaus sozial und kulturell geprägt (vgl. ebd., S. 10f.). Väter gelten heute als wichtige und vor allen Dingen im Vergleich zur Mutter als gleichwertige Bindungs- und Bezugsperson für Kinder. Sie ermöglichen den Kindern eine Erweiterung des »psy-

chischen Systems« (Matzner 2016, S. 20), indem sie die Mutter-Kind-Dyade erweitern und damit die Individuation der Kinder fördern. Zudem zeigen und besitzen sie spezifische Charaktereigenschaften, die Kinder auf eine besondere Weise fördern. Sie agieren spielerisch(er), stimulieren die Kinder visuell und akustisch stärker und unterstützen sie damit in ihrer motorischen und körperlichen Entwicklung (vgl. ebd., S. 20f.).⁵⁶

Darüber hinaus lässt sich mit Fthenakis (2002) konstatieren, dass sich die Väter- bzw. Familienforschung Fragestellungen widmet, die sich auf die Veränderung von Vaterschaftskonzepten⁵⁷ oder auf die Bedeutung des Vaters für die kindliche Entwicklung⁵⁸ beziehen. Weitere Forschungsthemen sind Erhebungen zu veränderten Einstellungen von Männern zum Thema Vaterschaft, Väter und die Arbeitswelt, die Vater-Kind-Beziehung und das Erziehungsverhalten der Väter sowie Väter und deren Partnerschaften (vgl. Li et al. 2015, S. 5).⁵⁹ Wie bereits im Kapitel zur historischen Entwicklung der Vaterschaft bzw. Vaterrolle gezeigt werden konnte, lässt sich für einen Großteil der älteren Forschungsarbeiten zu Vaterschaft, eine weiße, eurozentristische Perspektive konstatieren. Dies scheint ebenso für Forschung zum spezifischen Thema der neuen Vaterschaft zu gelten. Die meisten der qualitativen wie quantitativen Studien zu neuer Vaterschaft, Väterbeteiligung und Männlichkeitskonstruktionen erheben lediglich Differenzkategorien wie Alter, Bildungs- und Einkommensniveau, Wohnort und Familienform der Väter, sodass Väter mit Migrationshintergrund in Studien und Arbeiten zu neuer Vaterschaft systematisch ausgebündet werden (vgl. z.B. Kassner 2008, S. 148ff.; Abel und Abel 2009, S. 236f.; Behnke und Meuser 2012, S. 132; Trappe 2013b, S. 243; Institut für Demoskopie Allensbach 2021, S. 107f.).⁶⁰ In der bereits genannten Erhebung von Li et al. (2015) zur Messung väterlichen Engagements wird im verwendeten Datensatz die Religionszugehörigkeit als »starke[r] Indikator der Weltanschauung« (ebd., S. 24) der Väter erhoben. In der Stichprobe sind Väter katholischer und evangelischer Religionszugehörigkeit etwa paritätisch mit jeweils ca. 33 % vertreten, ca. 30 % der Väter ge-

⁵⁶ Kritisch muss an dieser Stelle angemerkt werden, dass Matzner (2016) in seiner Beschreibung der Bedeutung des Vaters für Kinder in einer stark heteronormativen und binären Logik verbleibt. So führt er bspw. aus, dass der Umgang mit Vätern gerade für Jungen wichtig ist, um »Konfrontationen [zu üben, JB], Mut und Selbstbehauptung [sowie, JB] die Beherrschung der Emotionen« (ebd., S. 21). Die Verfasserin distanziert sich von einer solch geschlechtsstereotypen Sichtweise auf Väter und ihre Kinder. Hier soll lediglich verdeutlicht werden, dass Väter wichtige Funktionen für ihre Kinder erfüllen können, sofern sie präsent und involviert sind.

⁵⁷ vgl. dazu auch: Matzner 2004, S. 9ff.

⁵⁸ vgl. dazu auch: Pleck 2012, S. 248ff.

⁵⁹ Vgl. für einen ausführlichen, internationalen Forschungsstand: Roopnarine und Yildirim 2019, S. 9ff.

⁶⁰ Die Studien und ihre Ergebnisse sind bereits genauer in Kap. 2.4.2 beschrieben und dort nachzulesen.

ben an, keiner Religion anzugehören und 4 % gehören anderen Religionsgemeinschaften an (vgl. ebd.). In neueren Studien zur väterlichen Inanspruchnahme von Elterngeld und -zeit, sowie zu Lebenslagen von Vätern wird die Kategorie Migrationshintergrund hingegen zunehmend erhoben (vgl. Peltz et al. 2017, S. 110; Aunkoffer et al. 2019, S. 101; Bräuer et al. 2023, S. 20).⁶¹ Obwohl die Erhebung der Kategorie Migrationshintergrund problematisiert und kritisiert werden kann und muss⁶², ist die Bedeutung der wissenschaftlichen und öffentlichen Sichtbarmachung von migrantischen neuen Vätern nicht von der Hand zu weisen. Aktuelle Veröffentlichungen wie bspw. die Väter- oder Familienreporte des BMFSFJ (2017a, 2021b, 2021c), die sich teilweise explizit mit Vätern und deren Engagement in der Familie bzw. mit der Beteiligung an Care-Arbeit beschäftigen, differenzieren nicht zwischen Vätern mit und ohne Migrationshintergrund. Letztere werden entweder gar nicht thematisiert, wie bspw. im Väterreport des BMFSFJ (2021c) oder in Abhandlungen über ›Familien mit Migrationshintergrund‹ subsumiert und homogenisiert (vgl. BMFSFJ 2017a, S. 22ff., 2021b, S. 46ff.).⁶³ In einer Veröffentlichung des BMFSFJ (2017b), in der es explizit um Familien mit einem sog. Migrationshintergrund geht, stehen vor allem deren Bildungsniveau, Arbeitsmarktbeteiligung und ökonomische Situation im Vordergrund (vgl. ebd., S. 5ff.). Im aktuellen Väterreport des BMFSFJ (2023) wird auf Grundlage von bevölkerungsrepräsentativen Daten mittels einer Clusteranalyse eine fünf Typen umfassende Vätertypologie gebildet, die sich z.B. in ihren Einstellungen zur Gleichstellung der Geschlechter, Kinderbetreuung und hinsichtlich ihrer soziodemographischen Merkmale unterscheiden. So werden der überzeugte Engagierer (21 %), der urbane Mitgestalter (11 %), der zufriedene Pragmatiker (20 %), der etablierte Konventionelle (19 %) und der überzeugte Rollenbewahrer (29 %) ermittelt. Väter mit Migrationshintergrund werden in diesem Väterreport vor allem visuell sichtbar gemacht. Nicht nur der Vater auf dem Cover-Foto könnte als migrantisch gelesen werden, auch die Piktogramme zu den unterschiedlichen Vätertypen weisen unterschiedliche Hautfarben auf und verweisen damit auf Väter vermeintlich unterschiedlicher ›Herkunft‹. Jenseits dieser Darstellung werden Väter mit Migrationshintergrund lediglich an zwei Stellen in einem Satz thematisiert: So ist der Anteil von Vätern mit Migrationshintergrund im Typen des etablierten Konventionalen am geringsten, während er beim überzeugten Rollenbewahrer am höchsten ist (vgl. ebd., S. 8ff.). Dies kann vor dem Hintergrund der Unsichtbarkeit von bzw.

61 Vgl. zum US-amerikanischen Forschungsstand zu sog. Immigrant Fathering: Pleck 2008, S. 257ff.; Strier und Roer-Strier 2010, S. 435ff.

62 Vgl. dazu Kap. 2.1.

63 Darüber hinaus ist es schwierig, Familien mit Migrationshintergrund nur unter dem Merkmal ›Migration‹ wahrzunehmen, da somit allgemeine, familiäre Merkmale (z.B. Familienform, familiäre Beziehungen) aus dem Blick geraten können (vgl. Hamburger und Hummrich 2007, S. 123).

defizitorientierten Perspektive auf nicht-weiße⁶⁴ Vaterschaft als problematisch bewertet werden. Schon im Jahr 2008 formuliert Tunç die Kritik, dass zwar die Vielfalt männlicher bzw. väterlicher Lebensformen von ‚mehrheitsdeutschen‘ Vätern in Veröffentlichungen der Männer- und Väterforschung dargestellt wird, jedoch werden migrantische Männer und Väter dabei zumeist nicht berücksichtigt (vgl. Tunç 2008b, S. 106). Bis heute scheint sich diesbezüglich wenig verändert zu haben. Vielmehr fokussieren sich öffentliche und fachliche Debatten um männliche Migranten überwiegend auf deren Gefahrenpotenzial (vgl. Tunç 2006, S. 17). Yıldız (2014) verweist darüber hinaus darauf, dass »Migrationsfamilien« (S. 60) der ersten, zweiten und dritten Generation im Rahmen von politischen, ökonomischen, wissenschaftlichen und pädagogischen Integrationsdebatten »Fremdheit, Integrationsdefizite oder Integrationsresistenz« (ebd.) vorgeworfen werden. Die Herkunft aus einem »fremden Kulturkreis« wird dabei mit einer ausgeprägten Orientierung an Tradition und Ablehnung von Modernität oder Fortschritt assoziiert. Obwohl sich Yıldız (2014) in seinem Beitrag vor allem auf Nachfahr:innen der sog. Gastarbeiter:innen und ihre besondere Betroffenheit von den ‚Defizitdebatten‘, insbesondere aufgrund ihrer vermeintlichen (islamischen) Religionszugehörigkeit, bezieht (vgl. ebd., S. 60), lässt sich diese Feststellung insgesamt auf natio-ethno-kulturell ‚Andere‘⁶⁵ übertragen.

In Bezug auf Väter ist festzustellen, dass sich bis heute das Bild hält, dass

»Väter aus Migranten- bzw. Aussiedlerfamilien im Vergleich zu westdeutschen Vätern stärker mit Konzepten traditioneller Vaterschaft (uneingeschränkte Autoritätsperson, Repräsentant und Oberhaupt der Familie, starke geschlechtsspezifische Erziehungsvorstellungen etc.) belegt [werden, JB]« (Westphal 2000, S. 133f.).

Insgesamt lässt sich feststellen, dass für neue Väter mit einem sog. Migrationshintergrund ein ausgeprägtes Forschungsdesiderat zu verzeichnen ist. Mit Tunç (2018) ist darauf hinzuweisen, dass »[i]m Mainstream aktueller Väterdiskurse ein Bild des Vaters [dominiert, JB], der jung, weiß, im mittleren Alter und der Mittelschicht zugehörig ist, der keinen Migrationshintergrund und keine Behinderung hat sowie selbstverständlich heterosexuell ist« (ebd., S. 94.). Migrantische Männer und Väter werden insgesamt zumeist defizitorientiert, als Personen in schwierigen sozialen Lagen mit niedrigem Bildungsniveau und in benachteiligten sozialräumlichen Quartieren angesiedelt beforscht und/oder dargestellt (vgl. Tunç 2021, S. 252). Dies führt zu der Herausbildung eines »homogenen negativen Stereotyps« (ebd.), indem

64 Die Bezeichnung ‚nicht-weiß‘, die sich an einigen Stellen in dieser Arbeit wiederfinden lässt, soll verdeutlichen, dass Vaterschaftspraktiken weißer, oftmals privilegierter Väter als Standard und Vergleichsmaßstab in Wissenschaft und Öffentlichkeit gesetzt werden, wovon die Verfasserin sich abgrenzen möchte.

65 Vgl. dazu Kap. 2.1.

»vorhandene patriarchale Männlichkeits- und Väterlichkeitskonzepte oft einseitig und verallgemeinernd mit der (vermeintlich) ethnisch-kulturellen Andersartigkeit oder Religion (Islam) erklärt werden. Die Folge ist, dass weder Einflüsse der sozialen Problemlagen auf Männlichkeiten ausreichend beachtet bzw. als mitverantwortlich verstanden werden noch die Vielfalt migrantischer Milieus wahrgenommen wird« (ebd.).

Das von Tunç (2008a) formulierte Plädoyer, den Wandel von Geschlechterrollen und Vaterschaftskonzepten migrantischer Väter tatsächlich wahrzunehmen, scheint wenig Gehör gefunden zu haben. Vielmehr zeigt sich, dass sich die defizitorientierte Perspektive auf migrantische Väter, trotz der (wenigen) existierenden Studien zu deren Ressourcen und Potenzialen, (bis heute) hartnäckig hält.⁶⁶ Damit ist eine Forschungslücke in Bezug auf (ressourcenorientierte) Männlichkeiten- und Väterforschung über Männer mit Migrationshintergrund festzustellen, an der die vorliegende Arbeit ansetzt. Bisherige (ressourcenorientierte) Forschung zu Vätern mit Migrationshintergrund wird nachfolgend angeführt.

Bereits 1999 halten Herwartz-Emden und Westphal als eines der zentralen Ergebnisse im bereits erwähnten Projekt FAFRA⁶⁷ fest, dass die untersuchten, eingewanderten Väter, und insbesondere die Aussiedler, »ihre Vaterschaft und Erziehungspraxis weit über das Männlichkeitskonstrukt der Versorger- und Ernährerrolle hinaus [definieren, JB]« (ebd. S., 897). Dies ist nicht zuletzt Resultat eines Migrationsprozesses, der materielle, zeitliche, räumliche und personale Veränderungen der Vater-Kind-Beziehung mit sich bringt. Insgesamt kann für die Gruppe der Aussiedler festgehalten werden, dass deren Vaterschaftskonzepte durch die veränderte Alltagspraxis aufbrechen, während ihre Männlichkeitskonstruktionen davon unberührt bleiben. Für die Vergleichsgruppe der westdeutschen Väter ist festzuhalten, dass diese das Leitbild des neuen Vaters durchaus wahrnehmen und in Bezug auf sich selbst reflektieren, aber dass deren Vaterschaftskonzepte und Männlichkeitskonstruktionen insgesamt noch keine gravierenden Veränderungen aufweisen (vgl. ebd., S. 897f.). Alle befragten Väter betonen, sich mehr Zeit für ihre Kinder nehmen zu wollen sowie müssen und äußern den Wunsch nach der »Intensivierung ihrer Erziehungsleistungen« (Westphal 2014, S. 195), begründen dies aber unterschiedlich. Während die nichtgewanderten Väter diesen Wunsch zum einen auf die Erfahrung eines abwesenden Vaters und zum anderen auf die kritisch-

66 vgl. vertiefend zum Forschungsstand: Tunç 2018, S. 94ff.

67 Das DFG-Projekt untersucht in den Jahren 1991–1997 die Familienorientierung, das Frauenbild, die Bildungs- und Berufsmotivation von eingewanderten und westdeutschen Frauen und Familien in interkulturell-vergleichender Perspektive. Die Einstellungen westdeutscher Frauen und Männer werden dabei mit denen der Aussiedler:innen und von türkischen Arbeitsmigrant:innen im Rahmen von qualitativen und quantitativen Befragungen verglichen (vgl. Herwartz-Emden und Westphal 1999, S. 887; vgl. dazu auch Kap. 2.3.4).

emanzipatorische Auseinandersetzung mit traditionellen Bildern von Männlichkeit zurückführen, wollen die Väter aus der Gruppe der türkischen Arbeitsmigranten ihren Kindern ein gutes und sicheres materielles sowie rechtlich-politisches Fundament schaffen, das den sozialen Aufstieg ermöglichen soll. Die Väter aus der Gruppe der Aussiedler erleben durch die Migration nach Deutschland einerseits eine Maximierung der verfügbaren Zeit und eine gleichzeitige Minimierung ihrer Einflussnahme auf ihre Kinder und andererseits eine Verschiebung der gemeinsamen Tätigkeiten. Diese liegen vor der Migration eher im Bereich ›Draußen‹ und müssen nun im Bereich ›Drinnen‹ neu erschlossen werden. Die Aussiedler orientieren sich nun an Permissivität und zeigen expressive, also eher weiblich konnotierte, Eigenschaften wie Empathie (vgl. ebd.). In ihrer qualitativ-explorativen Studie mit Männern mit türkischem bzw. osteuropäischen Migrationshintergrund finden Niermann et al. (2010) in diesem Zusammenhang, dass für beide Migrationsgruppen eine »migrationsspezifische Transformation« (ebd., S. 113) festzustellen ist. Männer mit türkischem Migrationshintergrund fassen verschiedene Aufgaben unter ihrer Vaterrolle, wie bspw. die des »Bedürfniserfüllers[s], Kulturvermittler[s], Bildungsermöglicher[s] und verantwortliche[n] Aufpasser[s]« (ebd., S. 111), während Väter mit osteuropäischem Migrationshintergrund ihr Konzept von Vaterschaft stärker auf sich beziehen und im Zusammenhang mit zu erbringenden Opfern und der Funktion des Ernährers thematisieren (vgl. ebd.). Westphal et al. (2017) stellen darüber hinaus fest, dass die Integrations-, Erziehungs- und Bildungsleistungen von Eltern mit Migrationshintergrund unter besonderer öffentlicher und professioneller Beobachtung stehen, da mit ihnen Merkmale wie Bildungsferne, Armut, Sprachdefizite usw. assoziiert werden. Wie auch Yıldız (2014, vgl. S. 60) weisen sie auf Familien ›türkischer Herkunft‹ hin, für deren Kinder und Jugendliche von Seiten der Dominanzgesellschaft eine besondere ›Risikolage‹ festgestellt wird, die auf ethnisierenden und kulturalisierenden Zuschreibungen in ihrer Verschränkung mit weiteren Differenzkategorien wie Geschlecht und Klasse beruhen (vgl. Westphal et al. 2017, S. 143). Damit stehen Eltern mit Migrationshintergrund unter besonderem »Optimierungsdruck ›guter, funktionierender Elternschaft‹« (ebd., S. 145). Leyendecker und Agache (2016) beschäftigen sich in ihrer quantitativen Studie mit Vätern aus türkischen Familien der ersten und zweiten Zuwanderergeneration und deren Engagement innerhalb der Familie.⁶⁸ Sie finden, dass die Prozentzahl der hoch involvierten Väter in der ›deutschen Stichprobe‹ höher ist als in der ›türkeistämmigen Stichprobe‹ (54 % zu 38 %). Väter der ersten Generation zeigen sich

68 Väterliches Engagement wird hier mit acht Items gemessen, die Care-Arbeit abbilden. Diese setzen sich bspw. aus ›Helfen beim Anziehen‹, ›Hinbringen und Abholen (z.B. zur KiTa)‹, ›Ins Bett bringen‹ zusammen. Väter und Mütter sollen auf einer Skala einschätzen, inwieweit sie die Aufgaben selbst erledigen oder sich partnerschaftlich teilen (vgl. Leyendecker und Agache 2016, S. 62).

dabei involvierter als Väter der zweiten, wobei keine bedeutsamen Zusammenhänge zwischen väterlichem Engagement und soziodemographischen Variablen zu erkennen sind (vgl. ebd., S. 57ff.). Den Forschungsstand abrundend wird zuletzt auf den Beitrag von Tuider und Huxel (2010) eingegangen, indem anhand eines biographischen Interviews die Neukonstitution von Männlichkeit in der Auseinandersetzung mit Normen und Zuschreibungen einerseits und der Übernahme von Care-Arbeit andererseits nachgezeichnet wird. Der Interviewpartner Mustafa wird 1944 in der Türkei geboren, absolvierte eine Ausbildung als Lehrer und kommt 1974 mit seiner Tochter nach Deutschland nach, wohin seine Frau bereits migriert ist. Zum Zeitpunkt des Interviews sind beide Ehepartner:innen als Lehrkräfte tätig und von den beiden, mittlerweile erwachsenen, Töchtern studiert eine, während die andere bereits als Ärztin arbeitet. Mustafas Männlichkeitskonstruktion ist geprägt von familiären Aushandlungsprozessen, den strukturellen Bedingungen der Einwanderungsgesellschaft und diskursiven Zuschreibungen, Stereotypisierungen und Ethisierungen. Die Migrationserfahrung wirkt sich auf sein Erleben und Ausleben von Vaterschaft sowie auf die Übernahme von Care-Arbeit aus. So bringt sich Mustafa (nicht zuletzt aufgrund seiner eigenen Erfahrungen) bspw. stark in die Bildung(swege) seiner Kinder ein. Nachdem Mustafa nach der Migration seiner Frau in der Türkei zunächst temporär zum alleinerziehenden Vater wird, darf er, in Deutschland angekommen, einige Jahre keiner bezahlten Tätigkeit nachgehen und kann so das Idealbild der hegemonialen Männlichkeit als Versorger oder Ernährer nicht erfüllen. Durch die Integration von Care-Arbeit und fürsorgender Vaterschaft in seinen Männlichkeitsentwurf kann er jedoch seine migrationsbedingte Marginalisierung überwinden (vgl. ebd., S. 87ff.). Tuider (2012) weist darauf hin, dass »Männer mit Migrationsbiographie [...] in Deutschland auf der sozialstrukturellen Ebene eine mehrfache Dequalifizierung und Aberkennung [erfahren, JB]« (ebd., S. 385). Sie bezieht sich darauf, dass schon Jugendliche mit Migrationshintergrund bspw. niedrigere Bildungsabschlüsse erzielen und die Schule häufiger abbrechen. Männer mit Migrationshintergrund sind häufiger von Arbeitslosigkeit und/oder prekären Arbeitsverhältnissen betroffen. Haben sie selbst Migrationserfahrung und sich bspw. im Ausland qualifiziert, werden die erworbenen Bildungszertifikate in Deutschland nicht oder nur teilweise anerkannt (vgl. ebd.). Besonders problematisch ist, dass Männer mit Migrationshintergrund einerseits tatsächlich auf sozialstrukturelle Problemlagen verweisen und diese auch repräsentieren. Andererseits wird dies in Erklärungsansätzen oftmals aus den Sozialstrukturen gelöst und auf die »kulturelle Herkunft« der Männer zurückgeführt (vgl. ebd., S. 387).⁶⁹

69 Vgl. dazu Kap. 4.3.1.

2.4.4 Zusammenfassung

Im Kapitel zu Vaterschaft wurde zunächst die historische Entwicklung vom Pater Familias zum neuen Vater nachgezeichnet. Wesentlich ist hierbei, dass die Genese von Vaterschaft zu keinem Zeitpunkt geradlinig oder generalisierbar verläuft. Zudem lässt sich den meisten historischen Forschungsarbeiten zur (Weiter-)Entwicklung der Vaterschaft bzw. Väterlichkeit ein (eurozentristischer) Fokus auf die Entwicklungslinien *weißer* Vaterschaft diagnostizieren (vgl. z.B. Canitz 1982; Fthenakis 1999; Rebstock 1993). Das ‚neue‘ Leitbild neuer Vaterschaft findet seit den 1980er Jahren in öffentlichen und fachlichen Diskursen große Beachtung. Neue Vaterschaft zeichnet sich zum einen durch eine partnerschaftliche und zugleich dem Kind zugewandte Haltung aus, zum anderen leben diese Väter in ihren Familien veränderte Formen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und bringen sich extensiv in Care-Arbeit ein (vgl. Kassner 2008). Definitionen neuer Vaterschaft beziehen dabei noch nicht die sog. Mental Load ein, die insbesondere seit der Corona-Pandemie in das (öffentliche) Bewusstsein gerückt ist (vgl. Dean et al. 2021). Ein Großteil der Forschungen zu neuer Vaterschaft beschäftigt sich mit dem Einstellungswandel von Männern und Vätern bzw. dem väterlichen Engagement, das u.a. durch das 2007 eingeführte Elterngeld politisch gefördert wird (vgl. BMFSFJ 2022a). Dennoch klafft zwischen dem Wunsch nach einer neuen Vaterschaft der meisten Väter und Familie und dessen tatsächlicher Umsetzung eine große Lücke und der sog. (Re-)Traditionalisierungseffekt tritt ein. Die Gründe für (k)eine Inanspruchnahme von Elternzeit bzw. Elterngeld sind vielfältig. Dabei ist die ökonomische Situation von Familien besonders ausschlaggebend (vgl. z.B. Vogt und Pull 2010). Wie bereits im Kapitel zur historischen Entwicklung von Vaterschaft erkennbar wurde, lässt sich für den Großteil der erziehungswissenschaftlichen, soziologischen und psychologischen Forschung eine *weiße*, eurozentristische Perspektive konstatieren. Die meisten Studien zu neuer Vaterschaft, Väterbeteiligung und Männlichkeitskonstruktionen erheben lediglich Differenzkategorien wie Alter, Bildungs- und Einkommensniveau, Wohnort und Familienform, sodass Väter mit Migrationshintergrund in Studien und Arbeiten zu neuer Vaterschaft systematisch ausgeblendet werden (vgl. z.B. Kassner 2008; Behnke und Meuser 2012; Institut für Demoskopie Allensbach 2021). Zudem werden Theorien, Methoden und Begriffe der Geschlechterforschung speziell in Arbeiten zu Familien, Vätern und Männern mit Migrationshintergrund häufig nicht systematisiert und stringent angewendet (vgl. Tunç 2018), was sich in der Zusammenschau der Forschungsergebnisse bestätigt hat. Es zeigt sich, dass sich die defizitorientierte Perspektive auf migrantische Väter, trotz zahlreicher Studien zu deren Ressourcen und Potenzialen (vgl. z.B. Herwartz-Emden und Westphal 1999; Niermann et al. 2010; Tuider und Huxel 2010; Tuider 2012; Leyendecker und Agache 2016; Westphal et al. 2017), (bis heute) hartnäckig hält. Die in Studien immer wieder beforschten und abgebildeten fürsorgenden sowie fürsorglichen migrantischen Vä-

ter können jedoch mit dem Konzept der Caring Masculinities, das nachfolgend skizziert wird, theoretisch wie praktisch gefasst werden.

2.5 Caring Masculinities

»Do men take a substantial share of the care tasks in society? Do they have to increase their »caring activities?« Increasingly, the answer to the question of »do men care« is »yes,« as measured by men's share of care activities at home. Indeed, there is an increasing desire to contribute to family life and childcare that goes beyond a theoretical level. Research and European statistics show a gradual yet historically remarkable change in men's participation in large parts of Europe – a growing participation in caring, especially caring for children at home, and in many fields of domestic work« (vgl. Scambor et al. 2014, S. 56of.).

Dass Männer sich immer häufiger kümmern und es einen bemerkenswerten Wandel in der Beteiligung von Männern an Care-Arbeit in weiten Teilen Europas gibt, stellen Scambor et al. (2014) schon vor über zehn Jahren fest. Ein solcher Wandel von Männlichkeit lässt sich jedoch nicht nur auf der Einstellungs-, sondern auch auf der Verhaltensebene von Männern beobachten. Dies bezieht sich nicht nur auf die Übernahme von familiärer Care-Arbeit in Familien, sondern betrifft auch den Männeranteil in ›weiblichen‹ (Pflege-)Berufen und die verstärkte Selbstfürsorge von Männern. Dieses ›neue Modell‹ von Männlichkeit bezeichnen die Autor:innen mit dem Begriff Caring Masculinity (vgl. ebd., S. 555). Karla Elliott (2016) theoretisiert diese Beobachtungen unter Bezugnahme auf Ansätze der kritischen Männlichkeitsforschung und feministische Care-Theorien: »I suggest that the *central features* of caring masculinities are their *rejection of domination* and their *integration of values of care* such as positive emotion, interdependence, and relationality, into masculine identities« (ebd., S. 241, e.H.). Die zentralen Merkmale von Caring Masculinities bestehen also zum einen in der Ablehnung von Dominanz, zum anderen aber in der gleichzeitigen Integration von Werten der Fürsorge in ihren Männlichkeitsentwurf. Bei ihrer theoretischen Konzeptionalisierung bezieht sie sich auf »men's actual practices of care work« (ebd.), denen sie das Potential »to change men and gender« (ebd.) zuspricht. Zudem geht sie, in Anlehnung an Connell (1995, 2015), ebenfalls von einem Plural von Männlichkeiten aus und betont, dass das Konzept von Caring Masculinities Männer und Männlichkeiten nicht homogenisieren soll. Wie im Konzept der hegemonialen Männlichkeit geht Elliott (2016) darüber hinaus davon aus, dass auch fürsorgende Männlichkeiten durch lokale Besonderheiten und in Abhängigkeit von Faktoren wie Standort, Geschichte und Kultur geprägt werden (vgl. ebd., S. 246). Von besonderer Wichtigkeit ist die Ablehnung von dem für Connells Konzept zen-

tralen Merkmal der Dominanz⁷⁰: »Caring masculinities therefore need to ensure the absence of domination to ensure the presence of equality« (ebd., S. 252). Gleichzeitig integrieren Caring Masculinities die affektiven, relationalen, emotionalen und interdependenten Qualitäten von Care in ihre männliche Identität und wertschätzen positive Gefühle. Auch traditionelle ›männliche Werte‹ wie Schutz und Versorgung werden in beziehungsorientierte, interdependente und fürsorgliche Werte transformiert. Dies beobachtet Elliott z.B. auch in der Studie von Hanlon (2012) auf einem ›praktischen Level (vgl. Elliott 2016, S. 253; Hanlon 2012, S. 137ff.). Letztlich bedeutet die Ablehnung von Herrschaft, die mit fürsorglicher Männlichkeit einhergeht, die Privilegien und Macht der hegemonialen Männlichkeit aufzugeben und die soziale Ächtung zu riskieren, indem ›Mann‹ nicht den erwarteten männlichen Rollen entspricht (vgl. Elliott 2016, S. 241ff.). Für die Fruchtbarmachung des Konzepts in der vorliegenden Arbeit entscheidend ist nicht zuletzt, dass Elliott ihre Theoretisierung »in relation to minority world societies and cultures [vornimmt, JB] because it is largely from these that work on caring masculinities is emerging« (ebd., S. 241). Dagegen, so Elliott (2020), sind es jedoch die privilegierten Männer in der kritischen Männer- und Männlichkeitenforschung (und wie im vorangegangenen Kapitel auch in der Väter- und Väterlichkeitsforschung), die so oft als »harbingers of progress and change [porträtiert werden, JB] [...] while marginalised men are positioned as violent, regressive and as always reaching for power« (ebd., S. 1). An Gleichheit und Offenheit⁷¹ ausgerichtete Formen von Männlichkeit stammen demgegenüber eben am ehesten »from the radically open margin and those within it« (ebd., S. 2) wie bspw. von Menschen aus der Arbeiter:innenklasse, Menschen die sich als LGBTQIA+ identifizieren oder auch BIPOC⁷². Im Forschungsstand zur kritischen Männer- und Männlichkeitenforschung und im Forschungsstand zu Vaterschaft und Väterlichkeit konnte bereits gezeigt werden, dass migrantische bzw. migrantisierte Männer oftmals unter einer stark defizitorientierten Perspektive beforscht werden. Unter

70 Vgl. dazu: Kap. 2.3.1.

71 In ihrer Studie schlägt Elliott (2020) die Konzepte von Open und Closed Masculinities vor, bei deren Konstruktion sie sich vor allem auf die Arbeiten von hooks bezieht. Erstere werden dabei eher als progressiv, positiv und an Gleichberechtigung orientiert gesehen, während letztere als traditional, patriarchal und regressiv gelten. In vielen Forschungsarbeiten werden Open Masculinities als durch privilegierte (weiße, mittelschichtzugehörige, heterosexuelle) Männer repräsentiert dargestellt, die sich im ›centre‹ befinden und den Wandel hin zu mehr Gleichberechtigung und Offenheit anführen. Elliott argumentiert dem entgegen gesetzt, dass diese offenen, egalitären Männlichkeiten vielmehr ›in the margin‹ entstehen. Wichtig ist, dass sich ›centre‹ und ›margin‹ nicht statisch oder binär gegenüberstehen, sondern sich überschneiden und es zwischen ihnen Bewegungen und Verstrickungen gibt, die eine dynamische Analyse von Männern und Männlichkeiten zulassen (vgl. ebd., S. 2ff.).

72 Das Akronym LGBTQIA+ steht für Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender, Queer, Intersexual und Asexual. Das Akronym BIPOC steht für Black, Indigenous and People of Colour.

Bezugnahme auf Connells Protest Masculinities⁷³, die mit Geschlechterpraktiken wie »Gewalt, Verweigerung in der Schule, kleine Gaunereien, schwerer Drogen- und Alkoholmissbrauch, Gelegenheitsjobs, Motorräder und Autos, kurze heterosexuelle Affären« (Connell 2015, S. 169) einhergeht, kritisieren Roberts und Elliott (2020) die Selbstverständlichkeit dieser Diskurse, sich bei diesen Verhaltensweisen auf Men in the Margin zu fokussieren und gleichzeitig die Verhaltensweisen privilegierter Männer auszublenden:

»[W]e do not deny that boys and men in the margin engage in harmful behaviors. Rather, we point to how *taken-for-granted discourses* about these men draw attention away from the *harmful practices among more privileged men* and are based on assumptions that *men in the margin only ever want a share in the power* of their more privileged counterparts. This leaves *no room für resistance or change* among men in the margin« (ebd., S. 96, e.H.).

Diese Dynamik resultiert in der Wahrnehmung und Darstellung von privilegierten Männern als Vorreiter des Wandels von Männlichkeit, bei der gleichzeitigen Wahrnehmung und Darstellung von Men in the Margin als rückständig und gewaltsam (vgl. ebd.). Im Forschungsstand zu Vaterschaft konnte jedoch aufgezeigt werden, dass migrantische Väter, die als Vertreter von Men in the Margin gelten können, ihre Männlichkeiten auch im Sinne von Caring Masculinities konstruieren. Neuere Studien verwenden Elliots Konzept nun auch als Rahmenwerk, um fürsorgende Männlichkeiten abzubilden. Die ethnographische Studie von Izugbara und Egesa (2019), die sich mit den ›aspirational masculinities‹ junger Männer in zwei Slums in Nairobi beschäftigt, kann als ein Beispiel dafür herangezogen werden. Die Autor:innen halten fest, dass die Männer zwar einerseits die Orientierung ihres Umfelds an »proper masculinity« (ebd., S. 1) mit traditionellen Begriffen wie Heirat, Härte, Versorgung, und Selbstständigkeit bestätigen. Andererseits streben sie gleichzeitig nach einer Männlichkeit, die sich durch Fürsorge, positive Emotionen, Beziehungsfähigkeit und der Ablehnung von Gewalt auszeichnet (vgl. ebd.). Pangritz (2019) beschäftigt sich dagegen in ihrer quantitativen Studie, ebenfalls unter Bezugnahme auf das Konzept von Caring Masculinities, mit den teilweise widersprüchlichen Erwartungen an die Männlichkeitskonstruktionen männlicher Fachkräfte in pädagogischen Einrichtungen. Sie beobachtet ebenfalls eine Gleichzeitigkeit von fürsorgender und hegemonialer Männlichkeit (vgl. ebd., S. 132).

Um die Entwicklungsdynamik von Männlichkeitskonstruktionen abbilden zu können, soll in der vorliegenden Studie daher neben der Bezugnahme auf die Konzepte der hegemonialen Männlichkeit und männlichen Herrschaft, auch auf das

73 Vgl. dazu Kap. 2.3.1.

Konzept der Caring Masculinities zurückgegriffen werden, das als Weiterentwicklung des Konzepts hegemonialer Männlichkeit gefasst werden kann. Im Anschluss an Elliott (2019a, vgl. S. 109) soll hegemoniale Männlichkeit im Folgenden vor allem als Rahmen der Beschreibung der Orientierung an einem traditionell-konservativ geprägten Idealbild von Männlichkeit dienen. Darüber hinaus wird hegemoniale Männlichkeit in Anlehnung an Meuser (2003) als Reflexionsfolie und »interpretative pattern [for men and, JB] for locating oneself in the gender order« (ebd. S. 136) verstanden. Caring Masculinities beschreiben hingegen als heuristisches Modell (vgl. Lengersdorf und Meuser 2019, S. 107) progressive(re) Männlichkeiten, die sich – nicht nur auf theoretischer, sondern auch auf praktischer Ebene – einerseits an aus der feministischen Fürsorgeethik abgeleiteten Werte orientieren und andererseits Gewalt und männliche Dominanz ablehnen.⁷⁴ Die (praktische) Realisierung dieser Form von Männlichkeit zeigt sich bspw. in der Realisierung einer neuen Vaterschaft, da diese sich für die Gleichberechtigung der Geschlechter engagieren, männliche Hegemonie ablehnen und Care-Arbeit verrichten. Ihre Männlichkeitskonstruktionen sind an Beziehungsfähigkeit, wechselseitiger Abhängigkeit und positiven Emotionen orientiert. Für beide Konzepte, also sowohl für hegemoniale Männlichkeit als auch für Caring Masculinities, gilt nicht zuletzt, dass diese nicht als statisch, sondern als dynamisch, bzw. im Fall von Caring Masculinities als »ergebnisoffene[r] transformative[r] Prozess von Subjektivierung« (Heilmann und Scholz 2017, S. 350) begriffen werden müssen.

2.6 Zwischenfazit und Forschungsfragen

Die vorliegende Arbeit versteht sich als Beitrag zur erziehungswissenschaftlichen Geschlechter- bzw. zur kritischen Männlichkeitenforschung, der eine dekonstruktivistische (vgl. Gildemeister und Wetterer 2012), intersektionale (vgl. Cho et al. 2013), postkoloniale (Farahani und Thapar-Björkert 2020) und rassismuskritische (vgl. Kooroshy et al. 2021) Forschungsperspektive einnimmt. Diese Grundannahmen bilden die Reflexionsfolie zur vorliegenden Forschung über Männer mit einem sog. Migrationshintergrund, die zwangsläufig die unauflösliche Gefahr der Reproduktion und Perpetuierung von (binären) Zuschreibungen, Stereotypen und Vorurteilen mit sich bringt. Mit Blick auf die bisherige Forschungslage zu Männern und Migration kann mit Tunç (2018) auf die mangelnde Aufmerksamkeit für geschlechtliche Konstruktionsprozesse in Forschungsarbeiten zu migrantischen Familien, Vätern und Männern bei einer gleichzeitigen Relevanzsetzung derer nationethno-kulturellen Zugehörigkeit (vgl. Mecheril 2003) verwiesen werden. Folglich

74 Vgl. zur genaueren Unterscheidung zwischen männlicher Dominanz und Macht: Elliott 2019b, S. 211.

besteht ein erster Schwerpunkt der theoretischen Rahmung in den Ausführungen zu den für die vorliegende Arbeit grundlegenden Konzepte zur Rekonstruktion von Männlichkeit(en). Diese umfassen die Konzepte der hegemonialen Männlichkeit (vgl. Carrigan et al. 1985; Connell 1987, 2015; Connell und Messerschmidt 2005) und der männlichen Herrschaft (vgl. Bourdieu 1997, 2005, 2011, 2013) sowie deren Synthese. Aus dem Forschungsstand ergibt sich, dass sich Studien nach wie vor häufig und insbesondere auf das Konzept der hegemonialen Männlichkeit beziehen und Männlichkeit(en) zunehmend in ihrer intersektionalen Verschränkung mit weiteren Differenzkategorien be- und erforscht werden (vgl. z.B. Gerdes et al. 2018; Halvorsen und Ljunggren 2021; Winter 2022). Der zweite Schwerpunkt der Arbeit, der insbesondere der Kontextualisierung des defizitorientierten Blicks auf Väter und Männer mit Migrationshintergrund dient, besteht in den Ausführungen zu (neuer) Vaterschaft. Die historische Genese von Vaterschaft gibt dabei Aufschluss über das Aufkommen des heute dominanten Leitbilds neuer Vaterschaft in den 1980er Jahren. Dies bezeichnet in Anlehnung an Kassner (2008) Väter, die sich an einer partnerschaftlichen und dem Kind zugewandten Haltung, an egalitären Formen der häuslichen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und nicht zuletzt an den familiären Bedürfnissen im Hinblick auf ihre Berufstätigkeit, orientieren. Aus den Ausführungen zu der dem Konzept neuer Vaterschaft inhärenten Übernahme von Care-Arbeit wird deutlich, dass der Begriff unterschiedlich gefüllt und daher zu unterschiedlichen Erkenntnissen über den Umfang väterlichen Engagements führt. Für die sog. Mental Load (vgl. Dean et al. 2021) als zentralem Bestandteil von Care-Arbeit ist eine Forschungslücke zu verzeichnen. Was sich beobachten lässt, sind die sich wandelnden Einstellungen von Männern und Vätern hin zu mehr Gleichberechtigung der Geschlechter. Zudem lässt sich ein erhöhtes väterliches Engagement erkennen, was sich nicht zuletzt im stetig steigenden Anteil der Väterbeteiligung am Elterngeld widerspiegelt. 2020 liegt dieser bei 43,7 % im Vergleich zum Jahr 2008 mit 21 % (vgl. Statistisches Bundesamt 2023b). Gleichwohl ist weiterhin eine große Diskrepanz zwischen dem Wunsch nach einer neuen Vaterschaft und dessen tatsächlicher Realisierung der meisten Väter zu konstatieren, wofür vielfältige Erklärungsansätze und Gründe auf individueller, institutioneller und politischer bzw. struktureller Ebene herangezogen werden können. Für einen Großteil der Forschungen zu (neuer) Vaterschaft lässt sich eine weiße, eurozentristische Perspektive feststellen (vgl. z.B. Kassner 2008; Behnke und Meuser 2012; Institut für Demoskopie Allensbach 2021). Trotz bereits existierender, älterer wie aktueller Studien, die die Ressourcen und Potentiale migrantischer Vaterschaft untersuchen (vgl. z.B. Herwartz-Emden und Westphal 1999; Niermann et al. 2010; Tuider und Huxel 2010; Tuider 2012; Leyendecker und Agache 2016; Westphal et al. 2017), hält sich der defizitorientierte Blick hartnäckig. Damit ist ein ausgeprägtes Forschungsdesiderat in der (ressourcenorientierten) Männlichkeiten- und Väter- bzw. Väterlichkeitsforschung über Männer und Väter mit Migrationshintergrund

zu verzeichnen. Um die in vielen Studien bereits abgebildeten, fürsorgenden und fürsorglichen Männer und Männlichkeiten fassen zu können, kann auf das Konzept der Caring Masculinities (vgl. Elliott 2016, 2019b, 2020) zurückgegriffen werden. Ausschlaggebend in der Definition ist zum einen, dass sich diese an einer feministischen Fürsorgeethik orientieren, die Werte wie Unterstützung, positive Emotionen und Beziehungsfähigkeit betont. Zum anderen lehnen Caring Masculinities Dominanz als Praxis von Gewalt und Macht ab. Interessanterweise spricht Elliott (2020) im Kontrast zur bisherigen Forschung über migrantische Männer und Väter, gerade Men in the Margin das Potential zu, an Gleichheit und Offenheit orientierte Formen von Männlichkeit zu entwickeln. Insofern werden die Konzepte von Caring Masculinities zusammen mit der Synthese aus denen der hegemonialen Männlichkeit und der männlichen Herrschaft als heuristisches Modell bzw. Reflexionsfolie für die nachfolgende empirische Untersuchung zugrunde gelegt.

Vor dem Hintergrund der oben genannten theoretischen Konzepte, Annahmen und Wissensbestände sollen neue Erkenntnisse über die Männlichkeitskonstruktionen von migrantischen Vätern gewonnen werden. Die teilweise eng miteinander verzahnten Forschungsfragen lauten wie folgt:

- Wie konstruieren die befragten Väter ihre Männlichkeit?
- Welche subjektiven Konzepte und Annahmen von und über Vaterschaft haben sie?
- Wie viel und welche Form(en) von Care-Arbeit verrichten sie?
- Welche Rolle spielt die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit der Väter in Bezug auf ihre Männlichkeit und Vaterschaft?

Die vorliegende qualitative Interviewstudie hat zum Ziel, anhand biographisch-narrativer Interviews (vgl. Schütze 1983; Rosenthal und Loch 2002) und der Auswertung mittels der Dokumentarischen Methode (vgl. Mannheim 1980; Bohnsack 2021; Nohl 2017; Nohl und Thomsen 2019) Männlichkeitskonstruktionen zu rekonstruieren. Damit soll ein geschlechtertheoretisch fundierter, intersektionaler und postkolonialer Beitrag zur Forschung über Männer mit Migrationshintergrund geleistet werden, der Aufschluss darüber geben soll und kann, welchen Entwurf von Männlichkeit die befragten Väter leben. Männlichkeit wird an Anlehnung an Scheibelhofer (2011) dabei »nicht als essentielle Eigenschaft und handlungsleitende Triebfeder von ›den Männern‹ verstanden, sondern als machtvolle Position und Ausdruck eines patriarchalen Geschlechterverhältnisses« (ebd., S. 150). Es kann entgegen den vielfach vertretenen Annahmen in Studien zu migrantischen Männern und Vätern davon ausgegangen werden, dass sich bei migrantischen Männern eine (ebenso) hohe Diversität und verschiedene Ausprägungen von Männlichkeiten zeigen. Mit Elliott (2016) kann darüber hinaus vermutet werden, dass sich die Männlichkeitskonstruktionen der Väter aufgrund ihrer Diskriminierungs- und

Marginalisierungserfahrungen möglicherweise vermehrt im Bereich der Caring Masculinities bewegen. Bevor die Untersuchungsergebnisse dargestellt werden können, wird jedoch im nächsten Kapitel zunächst auf die Anlage der Untersuchung eingegangen.

